



GEORG HILTL

EINE TODESMASCHINE  
AUF DEM MEERE  
UND ANDERES

**Georg Hiltl**  
**Eine Todesmaschine auf dem Meere**  
**und anderes**  
**Erzählungen**

---

Aus der Gartenlaube

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*  
*Transkriptionen von der deutschsprachigen Wikisource*

---

Illustration: Portrait des Schriftstellers, Quelle: ÖNB

## **Eine Todesmaschine auf dem Meere.**

**Aus: Die Gartenlaube, Heft 38, Verlag von Ernst  
Keil, Leipzig, 1865**

Wir waren, eine Gesellschaft Berliner Kinder, zum Seebade in Westerland auf der Insel *Sylt*. An einem schönen Julimorgen machten wir einen Ausflug nach der Nordspitze des Eilands, dem sogenannten List, wo das Dänenthum noch zahlreiche Anhänger besitzt. Es ist ein öder Haidestrich, dieses List, mit den Dünen, die es säumen, und bietet wenig Anziehendes, um so mehr interessirte uns aber die in's Auge gefaßte Besichtigung eines Stückes preußischen Bodens, der, noch vor der Gasteiner Vereinbarung, bis nach Sylt gekommen war. Ich nenne preußischen Boden ein Schiff mit der Adlerflagge, denn nach altem richtigen Satze ist das Deck eines Schiffes gleich dem Boden des Landes, dem es angehört.

Schon einige Tage vorher war der lebenswürdige Commandeur des bei Sylt auf Peilung befindlichen königlich preußischen Kanonenbootes Chamäleon

nach Seebad Westerland gekommen. Seiner Einladung, ihn an Bord zu besuchen, hatten meine Badegenossen, ein paar preußische Officiere, Folge geleistet und mich aufgefordert, die jedenfalls interessante Partie mitzumachen, worauf ich denn auch im Vertrauen auf die bekannte Freundlichkeit des Chamäleon-Commandeurs sehr gern einging. Am hohen Strande angelangt, erblickten wir in ziemlich weiter Entfernung das Chamäleon vor Anker liegend. Es sah, von hier aus betrachtet, wie ein ungeheures Krokodil oder wie ein todter Walfisch aus, in dessen Rücken mächtige Harpunen steckten. Die Boote, welche zu beiden Seiten herabgingen, glichen großen Warzen, und nur der hohe, gelb angestrichene Schornstein störte diese Vergleiche des Kanonenbootes mit den Bestien der Meeresgründe.

Das Chamäleon lag so still, so ruhig, so friedlich vor uns, von der herrlichsten Sonnenbeleuchtung in höchst vortheilhaftes Licht gestellt, es sah, um einen populären Ausdruck zu gebrauchen, so aus, »als ob es nicht fünf zählen könnte«. Ein leiser Rauch, kaum stärker, als der einer transportablen Kaffeeküche auf den Boulevards von Paris, quoll aus dem Schornstein hervor und auch das Leben an Bord schien erstorben. Freilich konnte man auch anderen Gedanken Raum geben, denn das Kanonenboot glich auch einem

Todesboten, einem Leichenbitter, einer Pulverkiste, einem lauernden Drachen, dessen Kopf noch unter Wasser lag und dessen Anblick erst vollkommen schrecklich sein mußte, wenn es seinen Rachen öffnete, um Feuer und Qualm zu speien.

Einer der Herren hatte mit dem Commandeur die Verabredung getroffen, daß eine Art von Signal vom Ufer aus gegeben werden solle, sobald wir zur Ueberfahrt bereit seien, und so flatterten denn verschiedene Taschentücher vom Ufer aus. Die Wache auf dem Chamäleon bemerkte auch bald diese Winke; es ward plötzlich auf dem Decke lebendig, wir sahen einige weiße Gestalten in das Boot steigen, es hinablassen und in kurzer Zeit schoß dasselbe, mit fünf Matrosen und einem Bootsmann besetzt, pfeilschnell durch die Wogen auf die Lister Spitze zu. Wir eilten hinunter und wurden bald durch den sehr höflichen Bootsmann begrüßt. Er berichtete uns, daß der Herr Commandeur nicht an Bord, sondern am Lande sei, daß er aber befohlen habe, nach ihm zu senden, sobald wir angelangt sein würden; wir möchten daher nur immer Platz nehmen.

Mit der den Landratten auf Schiffen und Booten eigenen Ungeschicklichkeit balancirten wir uns über verschiedene Ruderbänke hinweg zu den angewiesenen Sitzen. Während ein Junge von der

Besatzung des Chamäleon über die Hügel in das Dorf eilte, um den Commandeur zu benachrichtigen, musterten wir unsere Bootsmannschaft. Es waren prächtige, ausgefressene, dicke Bursche mit langen Haaren und sonnverbrannten Gesichtern. Sie trugen Arbeitszeug, d. h. leinene Hosen und Oberhemden, darunter blauwollene Hemden mit breitem, weißgerändertem Ueberschlagkragen. Auf dem Kopfe saß die runde, blaue Matrosenmütze mit schwarzem Streifen, worauf in gelben Lettern zu lesen war: Königlich preußische Marine. Einer trug auch eine Mütze mit der Inschrift: Augusta. Sie tuschelten leise mit einander. Ich weiß nicht, ob sie sich etwa auf einen Jubel freuten, der ihnen durch irgend einen *faux pas* der Landratten verursacht werden sollte, oder ob wir ihnen willkommenene Gegenstände der Zerstreung waren. Der Bootsmann saß am Steuer in blauer Uniform, sein breites, seidenes Halstuch in den berühmten Seemannsknoten geschlungen, was die Matrosen übrigens auch gethan hatten. An schwarzem Bande hing eine silberne Pfeife auf seine Brust herab und ein brocheartiger Gegenstand hielt das Hemde unter dem Halse zusammen. Alle waren barfuß und hatten die Aermel hochgestreift, wodurch ihnen Erleichterung in der großen Hitze und uns die Gelegenheit geboten wurde, die mannigfaltige

Tätowirung auf den muskulösen Armen zu betrachten, jene sonderbare Koketterie der Seeleute, sich die Arme und Hände mit eingeätzten Herzen, Zahlen und Namen zu bedecken, die in blauer oder rother Farbe paradiren, vielleicht eine aus den Inseln der Südmeere mitgebrachte Mode, von den Angehörigen wilder Stämme adoptirt.

Während wir diese Dinge betrachteten, ertönte vom Ufer her schon ein lauter, kräftiger Ruf. Der Commandeur erschien. Ein junger, kraftvoller Officier in blauer Uniform, bot derselbe das Bild eines echten Seemannes. Gebräunter Teint, die eigenthümliche Färbung der Haut, welche Arbeit, Sonnengluth und schneidender Wind erzeugen, der schwankende Gang, eine fortwährende Bewegung zwischen Laufen und Balanciren, als ob die ungewissen Breter des Fahrzeuges stets unter seinen Füßen befindlich seien, die durch den Kampf mit dem Elemente doppelt stark entwickelte, markige Gestalt, dies Alles bezeugte uns, daß der Commandeur des Chamäleon schon eins geworden mit jener Welt des Wassers, in die zu reisen »ein Mann,« wie Vater Homer sagt, »die Brust mit sechsfachem Erze gepanzert haben muß.«

Nach freundlicher Bewillkommnung der preußischen Landsleute gab der Commandeur das Zeichen. Der Bootsmann herrschte: »Ruder ein!«

worauf mit einem Schlage die zehn Riemen sich in's Wasser senkten. »Ab,« und hinaus in die See schoß das Boot, auf den Wellen recht ordentlich schaukelnd. Die schnelle Fahrt brachte uns bald an die Steuerbordseite des Chamäleon, und mit kühnem Schwunge stiegen die Söhne der Kurmark Brandenburg auf Deck des Kanonenbootes. Schon während der Ueberfahrt hatten die Umrisse desselben immer bedeutendere Dimensionen angenommen, so daß wir über seine anscheinende Harmlosigkeit denn doch ziemlich enttäuscht wurden. In der unmittelbaren Nähe traten die verschiedenen Anstalten, die Stangen, Raaen und Leitern, die Schanzen und Stege klar hervor, und wenn das Chamäleon gemäß seiner Bestimmung auch nur ein kleines Schiff ist, birgt es doch die verderbenbringende Gewalt in seinen Planken, zwischen seinen Decken und Schanzen.

Als wir das Schiff betraten, fanden wir, was vom Lande aus nicht bemerkt werden konnte, die Mannschaft auf dem Deck in voller Beschäftigung. Lautlos, ohne zu räuspern, war Jeder bei seiner Arbeit. Es wurden Maschinentheile, Waffen, Gefäße geputzt, einzelne Stellen des Verdecks gescheuert, die Segel ausgebessert etc. Diese lautlose Geschäftigkeit hatte etwas ganz Eigenthümliches. Oben der blaue Himmel, unten das grüne Meer, das Fahrzeug mit seinem



Gewirr von Leinen, Stricken und Stangen, darauf die arbeitende Mannschaft, und das Alles von der Sonne so grell, so glühend beleuchtet — man glaubte zu träumen.

Vor allen Dingen zog uns die gefürchtete Armirung des Kanonenbootes an. Das Chamäleon führt drei Geschütze. Zwei davon sind wohlgezogene, eines ein ungezogenes Kind. Die Gezogenen sind Fünfundvierzigpfünder. Sie sehen wie ein Schmuckkästchen aus, so sauber und blank ist Alles an und bei ihnen. Damit die Feuchtigkeit keinen Schaden bringe, ist das Rohr mit feinem Firniß überzogen, die Griffe, die Beschläge blitzten in der Sonne wie Silber und Gold. Die furchtbaren Maschinen stehen auf dem Deck des Kanonenbootes und zwar auf schmalen Eisenschienen, wodurch sie beliebig vor- und rückwärts gerollt werden können. Die Laffetten sind niedrig und gleich den gewöhnlichen Schiffslaffetten gebaut. Das Abfeuern geschieht mittels eines Hammers, der bei dem Zündloche angebracht ist und durch einen Strick gezogen wird, dann auf die Zünd- oder Schlagröhre niederfällt und wieder zurückfliegt, sobald der Schuß entzündet wird. Sorgfältig verwahrt man die Oberfläche des Geschützes durch Uebersätze von Kupferblech, und es ist eigentlich ganz seltsam, wenn man sieht, wie die Todes- und

Zerstörungsmaschinen gleich geliebten Kindern sorgsam gehätschelt werden, wie man sie fast in Watte packen möchte und wie die Matrosen mit einer Mischung von Stolz und Zuneigung auf die Ungethüme blicken. Besondere Kanoniere sind auf dem Chamäleon nicht, die Matrosen bedienen das Geschütz selbst. Die Munition steht zum Theil auf dem Verdeck in Kästen, welche unter der Schanze ihren Platz haben. Die Ladung für das ungezogene Geschütz befindet sich ebenfalls in dessen Nähe, und die auf einen Spiegel gesetzten, mit getheerter Leinwand überdeckten und durch Stränge gewürgten Kartätschenballen machen einen höchst unbehaglichen Eindruck auf den Beschauer.

Was befindet sich nicht Alles auf dem Deck eines solchen Schiffes! Die Dinge sehen in der Regel so zierlich aus, als dienten sie zum Spielwerk. Man betrachte nur die Handwerkskästen oder die Behälter, in denen Bürsten, Räumnadeln, Wischer, Zangen und sonstige Requisiten für die Geschütze enthalten sind; Alles ist so niedlich und sauber, als wären es Modellstückchen, dabei befindet sich an jedem Kasten ein Verzeichniß des Inhaltes, so daß man nur zuzugreifen braucht, um alle Gegenstände schnell zu bekommen, welche zur Vernichtung und Zerschmetterung des Gegners dienen können, oder die

dazu beitragen, so und so Viele in das Jenseits zu befördern. Ueberhaupt macht ein Kanonenboot zwar nicht den imposanten Eindruck, welchen ein größeres Kriegs- oder eines jener gewaltigen Postdampfschiffe hervorbringt, aber jedem Beschauer drängt sich, wenn er sich auf einem Kanonenboote befindet, unwillkürlich der Gedanke auf, daß er wirklich auf einer Todesmaschine stehe, daß diese Breter, diese Planken, diese Werkzeuge nur dazu vorhanden seien, sicheres Verderben zu verbreiten, Vernichtung an die Küsten zu tragen. Bei anderen Schiffen ist neben der Bewaffnung noch ein gewisser Comfort bemerkbar, das Kanonenboot entbehrt jeder Bequemlichkeit, es ist nur geschaffen, um zu tödten, zu zerschmettern, zu vernichten.

Ein in gewissem Sinne furchtbarer Ort ist der Maschinenraum auf dem Chamäleon. Die fast tropische Hitze eines Sommertages verband sich mit dem heißen Dampfe, mit der Gluthströmung, welche die Kessel der Dampfmaschine von achtzig Pferdekraft entsendeten. Diese Temperatur einer Hölle ist in einen engen Raum gesperrt, zu dem nur ein schmaler Eingang führt. Man hatte die Windfänge hinabgelassen, um einige frische Luft in diese Räume zu bringen, allein das fruchtete nicht viel. Ein sinnbetäubender Dunst strömte uns entgegen und es

gehörten sicher eine lange Zeit und ein fester Körper dazu, um den Aufenthalt in diesem Behältniß ertragen zu können. Freilich ist es wohl mehr oder weniger in den Maschinenräumen aller Dampfschiffe ähnlich so, aber die Kanonenboote sind nun einmal enger und niedriger, also ist der Dienst ihrer Ingenieure auch desto härter. Es ist ein großartiger Beruf, denn das Wohl des Fahrzeuges hängt nächst der richtigen Führung des Commandeurs zum großen Theil von der Gewissenhaftigkeit und Sicherheit der Ingenieure ab, die ihr Leben dieser harten Arbeit weihen. Man sagt, die Ingenieure der Dampfschiffe seien die Lebemänner unter der Mannschaft, sie bilden gewissermaßen die *Jeunesse dorée* unter dem Dienstpersonale eines Fahrzeuges; sie sollen ihre freien Stunden sehr wohl zu benutzen wissen und zuweilen sogar ein wenig über die Stränge schlagen.

Ob das so ist — ich weiß es nicht. Wenn aber die Männer der Maschine, diese Arbeiter, gegen welche die Genossen Vulcans nur Tagdiebe sind, wirklich in den wenigen freien Stunden, fern von der verzehrenden Gluth des brodelnden und dampfenden Kessels, von dem betäubenden Getöse der Maschine und dem erstickenden Dunste des qualmenden Oeles, ihr Leben dreifach zu genießen suchen, wer kann mit ihnen rechten? wer darf es tadeln? Die freie Stunde wird

benutzt, die kurzen Augenblicke, in denen es diesen lebendig Begrabenen vergönnt ist, die erquickende Luft zu athmen, müssen schadlos halten für wochenlange, schwere Arbeit. Sie sind alle gut bezahlt, sind geachtete und gebildete Männer, weshalb sollen sie nach mühevolem Tagwerk nicht ihre Ansprüche an das Leben geltend machen? Mögen sie immerhin ein wenig oben hinaus sein — das Stampfen der Maschine macht alle Erinnerungen an fröhliche Stunden, an Saus und Braus zu nichte.

Noch mit unserm Weine beschäftigt, wurde zum Mittagessen gepfiffen. Wir sahen die ganze Mannschaft nach und nach unter Deck verschwinden. Außer uns befand sich nur noch der Posten aus dem Auslug oben. Dieser Mann vom Chamäleon war ebenfalls nicht zu beneiden. Nach Dienstvorschrift war er natürlich mit einem Fernrohre bewaffnet und mußte die gegenüberliegende Küste recognosciren. Was er dort sah, konnte seine Phantasie nicht besonders erregen. Die kahle Hügelreihe, die Häuser von List und einige Schiffchen am Strande, kleine Schooner, welche bei der Ebbe trocken lagen, so daß die Wagen vom Ufer aus dicht heranzufahren, um die Ladung des Schiffes einzunehmen — dies waren die Dinge, mit welchen unser Posten sich unterhalten durfte. Wir schenkten ihm einen Seufzer des Mitleidens, obwohl

der Bursche an den langweiligen Beruf schon gewöhnt sein mochte, denn er stand unverrückt in glühendster Sonne auf der Schanze des Backbord und hielt sein Rohr an das Auge, als gälte es die Bewegungen einer feindlichen Armee zu verfolgen.

Unsere Unterhaltung ward durch einen Matrosen unterbrochen, der, aus der Küche heraufgestiegen, den Gästen des Chamäleon einen Teller Erbsensuppe präsentirte. Wir kosteten Jeder einen Löffel und mußten gestehen, daß uns nach dieser Prüfung das gesunde, wohlgenährte Aussehen der Leute kein Räthsel mehr war. Wir Badegäste in Westerland auf Sylt hatten solche Suppe in unsern respectiven Hotels nicht auf dem Tische. Die Leute sind überhaupt trefflich beköstigt und können sich auch über allzu harte Arbeit nicht beklagen. Ein Theil versieht den Dienst, während der andere sich mit den häuslichen Verrichtungen beschäftigt; Nachmittags sind sie mit Ausnahme der Wachhabenden frei, wenn nicht die Witterung ihre Kräfte in Anspruch nimmt. Der Vormittag wird nach einem besonderen Stundenplane mit Uebungen hingebacht. Theils manövriert das Schiffsvolk oder wird instruiert, auch übt der Commandeur fleißig die Löschmannschaft und es ist ein besonderer Unterricht für das Verhalten eingerichtet, wenn das Signal gegeben wird: »Feuer im

Schiff!«

Die Mannschaft hängt mit großer Zuneigung dem trefflichen Commandeur an, welcher seiner Seits wieder den Leuten das beste Lob ihrer Tüchtigkeit, Willigkeit und Ordnungsliebe wegen ertheilt; auch ist der Gesundheitszustand höchst befriedigend. Von der gesammten Equipage war nur ein Unterofficier an Gelenkrheumatismus während des Aufenthaltes bei List erkrankt, obgleich die starke Hitze allerlei Befürchtungen erweckt hatte.

Die Entermesser, Hacken und Spieße, sowie die gefürchteten Zündnadelgewehre, liegen in bester Ordnung in Säcken wohl verwahrt und doch gleich zur Hand für etwaigen Gebrauch. Hunde verschiedener Gattung liefen im Schiffe umher und wurden sehr gehätschelt. Man läßt den Leuten gern diese treuen Gefährten und nur bei allzu zahlreichem Erscheinen von Nachkommenschaft werden einige Sprößlinge über Bord befördert.

Durch mehrere offenstehende Luken gewahrten wir in den Zimmern der Ingenieure und Steuerleute oder Unterofficiere verschiedene weibliche Photographien. Hinter einigen war eine kleine welke Blume, ein Blättchen oder eine Schleife befestigt. Es waren wohl Andenken der fernen Lieben, Erinnerungen an eine

traurig-süße Abschiedsstunde, in der jene kleinen Blumen und Blätter gebrochen waren, stumme Mahnungen der Heimath zu gedenken und zuweilen eine Unterschrift: »Komm gesund wieder.« Ja, das ist nun nicht anders. »Werden wir uns wiedersehen?« diese Frage muß der Seemann jedes Mal leise vor sich hin thun, wenn er, auf dem treulosen Elemente schwimmend, des Abends solch ein liebes Bild betrachtet!

»Boot herab!« scholl das Commando, und wir saßen bald wieder in dem kleinen Fahrzeuge. »Auf Wiedersehen nach Tische!« damit verabschiedeten wir uns von den Leuten und gingen, vom Commandeur geführt, in den naheliegenden Gasthof, sobald wir an's Land gestiegen waren. Der Wirth des Gasthauses zu List ist ein Stockdäne. Er ließ sich nur wenig sehen. Die Leute erzählten, er sei auf Capitain Hammer's Flotille gewesen. Indessen machte er sein mürrisches Betragen durch trefflichen Hammelbraten, guten Salat und eine Nationalspeise: Grütze mit Weinsauce — Alles äußerst wohl zubereitet und von der bildhübschen Tochter servirt — vergessen.

Nach Tische stellte der Commandeur uns dem Strandvoigt von List vor, der, Anfangs scheu, durch des preußischen Seeofficiers liebenswürdiges Betragen bald ganz umgewandelt worden ist. Ich glaube, der



Voigt heißt Hansen. Ich glaube, denn obwohl ich mich eines guten Gedächtnisses erfreue, kann es doch dem besten Gedächtnißkünstler passiren, auf Sylt Namen zu vergessen, weil man in einem wahren Meere von Hansen, Petersen, Johannsen, Boysen, Boësen und Jensen umherrudert. Es giebt Stellen, wo man wirklich die Leute numeriren müßte. Vor der Wohnung des Voigtes ist eine Menge Schiffsholz aufgehäuft, Spieren, Balken, Planken, Maststücke, Eisenwerk. Die See hat das Alles an den Strand getrieben, es wird verkauft, zerschnitten, verbrannt. Diese Schiffstrümmer geben ein sehr ernstes, melancholisches Bild. Woher kommen sie? Welche Hoffnungen sind zu Grabe gezogen, als diese Holzstücke in die wüthenden Fluthen sanken? Wie viele Hände haben vielleicht jenen großen Balken als letzten Versuch zur Rettung umklammert und sind dann matt, kraftlos abgeglitten! Das Holz an das Ufer, die Menschen in die See — tief, tief hinunter, — hinweggerissen von dem helfenden Brete und doch ist auf demselben noch zu lesen: »——tuna.« Armer Seemann! Er hatte die Fortuna umklammert! Man sieht an vielen Häusern Sylts solche Schiffsnamen, welche die See an den Strand warf. Die meisten sind fast eine Ironie auf das Schicksal des Fahrzeuges, dem sie zur Zierde gereichten.

Fort ging es über die Dünen und in eine schauerliche Einöde. Von dieser Traurigkeit, dieser furchtbaren Schwermuth der Dünengegend bei List kann man sich kaum einen Begriff machen. Die schneeweißen Sandberge rollen ineinander, spärlicher Sandroggen kriecht auf ihnen umher, wie Leichentücher breiten sich die Ebenen aus, Alles erstorben, Alles verschüttet, der Sand ist Meister des Bodens geworden. Nun kommt eine Strecke brauner Haide, da wird es lebendig; wo nur ein Gedanke von Vegetation sich zeigt, da sind Wesen mit Fleisch und Blut. In diesen Haidethälern der Dünenberge kreischt und schwirrt es. Tausende von Möven fliegen empor und erfüllen die Lüfte mit ihrem klagenden Geschrei. Sie haben hier unten ihre Nester, ihre Jungen und der Ruf des Vogels klingt fast wie: »Tödtet nicht! tödtet nicht!« Zwischen den kurzen Blättern der Wegekräuter oder Ginster liegen die großen, grünen Eier der schönen Vögel. Man kann sie leicht finden, denn nur ein kunstloses Nest umhüllt sie. Bückt man sich, so wird die Unruhe der Vögel oben in der Luft immer größer, sie fahren herab, sie wollen einen Versuch machen ihr Nest zu schützen, sie haben sich in diese unwirthlichen Steppen zurückgezogen, um sicher vor dem Menschen sein zu können. Da ist er wieder und stört die Ruhe auch hier. Sonnenbrand,

Einöde von Mövengeschrei und ängstlich flatterndem Geflügel belebt, ungeheure Berge zeigen, bei dem leisesten Windhauche angewirbelten Sandes, ein großartiges Bild der erstorbenen Natur, das ist hinter den Dünen von List zu sehen, und zu diesem wüsten Panorama stimmt trefflich das Geheul der See, die wenige Schritte davon brandet.

Auf solche beklommen machende Eindrücke that der Anblick des hübschen Segelbootes gar wohl, welches unterdessen vom Chamäleon herübergekommen war, um uns abzuholen. Es sollte der interessante Tag durch eine Segelpartie beschlossen werden. Leider — ich muß so sagen — war das Wetter so schön, daß wir fast kein Lüftchen in die Segel bekamen. Mit Riemen mußte das Fahrzeug gefördert werden. Endlich sprang eine kleine Brise auf. Diese Zeit der Ruhe hätten wir nun gar zu gern durch Gesang gefeiert. Der Commandeur befahl den Jungens vom Chamäleon in scherzhafter Weise zu singen. »Sie sollten nur hören, wie munter das an Bord zugeht. Da wird gejubelt und gesungen, hier können sie nicht die Zähne auseinanderkriegen,« sagte er. Die Leute waren verlegen, sie drehten ihre Mützen in den Händen, zuletzt krochen sie alle in die Gegend des Bugsprietes und weil sie nun von dem Segel gedeckt waren, begannen sie einen vierstimmigen Gesang, der

recht gut klang, aber ernst, feierlich, fast choralartig war. Liegt das in der Stimmung, welche das Element erzeugt? Werden diese einfachen Leute durch dies Schweben zwischen Leben und Tod so unwillkürlich ernst, wenn sie heiter sein wollen? Genug, die überwiegende Mehrzahl der Seemannslieder tönt in melancholischen Weisen über die Fluth dahin.

Wir steuerten auf den »Ellenbogen«, eine kleine Insel gegenüber der List, zu. Hier ist ein Leuchthurm oder ein Leuchtfeuer. Das Boot stieß auf, aber wir waren wohl noch fünfzig Schritte vom Land entfernt. »Wie kommen wir heraus?« riefen die Landratten. — »Das werden Sie gleich sehen, meine Herren,« lautete die Antwort. Schon standen eben so viel Matrosen, als Passagiere im Boote waren, in der Fluth. Der Commandeur bestieg die Schultern eines seiner Untergebenen, unter lautem Gelächter folgten wir Alle seinem Beispiel. »Werden Sie mich auch nicht fallen lassen?« fragte einer unserer Hauptleute, mit wehmüthigem Blicke auf seinen eleganten Reiseanzug, das zweibeinige Roß, dem er sich anvertraute. Der breitschultrige Seewolf hatte statt der Antwort nur ein verächtliches Grunzen.

Wir wurden Alle an das Land gesetzt. Das Leuchtfeuer brennt auf einem eisernen Thürmchen. Wir bestiegen dasselbe und genossen noch einen

herrlichen Anblick, denn die Sonne sank schon in die Fluthen. Beim Zurückgehen kam die Rede auf Capitain Hammer. Man mag von der Bösartigkeit dieser berüchtigten Figur des letzten Krieges Mancherlei erzählen können aber der Wahrheit die Ehre. Die Tüchtigkeit Hammer's in seinem Berufe steht über alles Lob erhaben da. Die Tonnen- und Baakenordnung, das Leuchtfeuerwesen, die Peilungen, die Ausbaggerungen auf dem unter seiner Obhut stehenden Terrain sind so musterhaft in ihrer Art geführt, daß nach dem Zeugniß unserer Seeofficiere sowohl, als nach dem der ihm feindlich gesinnten Sylter, jede Marine die dänische um einen so trefflichen Beamten und kenntnißreichen Officier beneiden kann. Noch einmal fuhren wir bei dem Chamäleon vorüber, wir grüßten seine Mannschaft und gingen eine Viertelstunde später an das Land. Mit herzlichstem Danke für den genußreichen Tag, der ein uns Allen interessantes Berufsleben erschauen ließ, schieden wir von dem lebenswürdigen Commandeur des kleinen Seeungeheuers.

Zu unsern Füßen rauschte es leise, es war die Fluth, welche heranrollte; die Sonnenkugel schwebte nur noch zur Hälfte über dem glühend rothgefärbten, glatten Meeresspiegel, rosige Nebel stiegen auf und hüllten die letzten Enden der Masten des Chamäleon

ein, nur die preußische Flagge bewegte sich noch lustig im Abendwinde. Endlich verschwand auch sie hinter dem Vorsprung der hügeligen Küste. Die Sonne sank hinab, im Osten schwebte der Mond herauf. Zwei riesige Seeadler zogen in weiten Kreisen über das Meer, dessen Wellen im Mondlichte blitzten und funkelten.



## **Das böse Haus.**

### **Historische Erinnerungen.**

**Aus: Die Gartenlaube, Heft 8, Verlag von Ernst  
Keil, Leipzig, 1871**

Der Schreiber dieser Zeilen hat oftmals Gelegenheit und Veranlassung gehabt, sich mit der Geschichte von Paris und dessen Umgebungen zu beschäftigen; manche Aufzeichnungen sind in seinem Besitze. Malmaison der Lust- und Leidensort der Kaiserin Josephine, war ihm von allen Orten, welche die Riesenstadt umgeben, der liebste, der anziehendste. Warum? — weil inmitten der Pracht, des Luxus, den Versailles, St. Cloud, St. Germain etc. aufweisen oder aufgewiesen *haben*, das stille und reizende, geschmackvoll heimische Malmaison doppelten Werth erhält. Die Ueberladung und der Pomp vermochten nicht die wohlthuende Stimmung zu erzeugen, welche des Beschauers der Räume von Malmaison sich bemeisterte. Es war so natürlich, so selbstverständlich, daß dereinst große und mächtige Gestalten, edle und

liebenswerthe Persönlichkeiten hier sich eine Stätte bereitet hatten, wo sie ruhen, genießen, endlich *weinen* konnten.

Und dieses Malmaison, diese berühmte Stätte so schöner, strahlender und zugleich so schmerzlich wehmüthiger Erinnerungen, ist nicht mehr. Was die Revolution, was der Sieger von 1815 schonte, das zerstörten die Machthaber von Paris im Jahre 1870 durch ihre plumpen Geschosse; in ohnmächtiger Wuth zertrümmerten sie das Eigenthum Frankreichs, zu dessen besten und interessantesten Kleinodien Malmaison gehörte. Französische Geschosse haben die Mauern zerstört und französische Kugeln sausten durch die Gänge des Parks, in denen einst die Personen lustwandelten, heiter und ernst plauderten, auf welche der Franzose so stolz war. Die Macht, die Gewalt, die Liebenswürdigkeit und die Grazie hatten ihre Erinnerungen in Malmaison hinterlassen; die Schatten der Gefeierten schienen durch diese Räume und Gärten zu schweben; die platzenden Granaten haben sie wohl verscheucht. Malmaison ist ein von den Söhnen Frankreichs verstümmeltes Glied geworden und die Kugellöcher starren gleich drohenden Augen hinein in diese Verwüstung.

Malmaison hat eine Geschichte, welche sich bis in die Nebelregionen der Sage verliert. Gewöhnlich gilt



der Ort als eine Stätte, die bei den räuberischen Einfällen der Normannen zur Bergung des entwendeten Gutes diene. Es ist richtig, daß eine Anzahl von Orten in der Nähe der Seine jene Silbe »Mal« ihrem eigentlichen Namen vorgesetzt haben, und daß daher wohl auf trübe Erinnerungen geschlossen werden darf, die an solche Zusätze sich knüpfen. So bezeichnet auch der Name Malmaison (von *mala mansio* stammend) einen schlimmen Ort. Bestimmtes verlautet darüber Nichts, und die Verantwortung dafür müssen wir den Herren Delort, Saint Fargeau und dem gelehrten Historiker von Rueil, einem Abbé, überlassen, der für gegenwärtige Zeiten so unglücklich ist, einen Namen zu führen, welcher wie *mala mansio* an trübe Momente erinnert: jener Gelehrte heißt nämlich Leboeuf. Alle die Genannten haben weitläufige Abhandlungen über den Ursprung des Namens Malmaison geschrieben, ohne etwas Anderes als scharfsinnige Kritiken zu geben.

Vielleicht ist dem Leser aber auch eine andere Sage nicht unwillkommen, nach welcher der Name durchaus viel jüngeren Ursprungs sein soll. In einer finstern Nacht des Jahres 1631 trafen sich in der Nähe des heutigen Malmaison in dem kleinen räucherigen Wirthshause an der Seine zwei Männer am gastlichen Herde. Einer von ihnen war ein schöner, lebenslustig

dreinschauender Cavalier, der Andere ein Mann in gereiftem Alter mit finsternen, unheimlichen Zügen, dessen dunkle Kleidung ganz zu den buschigen Augenbrauen paßte, welche der finstere Gast fortwährend runzelte. Jugend und Lebensmuth fragen aber meist nicht nach solchen Erscheinungen, und so kam es denn, daß der junge Cavalier bald mit dem Griesgrämigen Bekanntschaft machte. Der Wein öffnete Mund und Herz, und der Finstere hatte schnell genug erfahren, daß sein junger Tischgenosse ein Edelmann aus La Rochelle und auf Ladung des Ehrengerichtes nach Paris berufen sei, um sich wegen eines scharfen Pamphletes gegen den Cardinal Richelieu zu verantworten. Der junge Cavalier galt als Verfasser, obwohl er das auf's Bestimmteste leugnete. Die Jugend und Schönheit des Bedrohten hatten auf den Finstern sichtlich Eindruck gemacht. Er ward unruhig und konnte kaum das Ende der Mahlzeit erwarten. Er winkte dem Cavalier, schritt mit ihm hinaus und blieb auf einem kleinen Hügel stehen.

»Sehen Sie dort das Schloß?« fragte er.

»Gewiß,« entgegnete der Cavalier. »Es ist ein Haus, welches der böse Mann bewohnt.«

Unter diesem Titel verstand man den Cardinal Richelieu, der auch »Blutige« oder »Rothe Eminenz«

genannt wurde. Jenes Haus war das heutige Schloß.



Schloß Malmaison vor seiner Zerstörung durch die Franzosen. Nach der Natur aufgenommen von *Fritz Schulz* und auf Holz gezeichnet von *R. Püttner*.

»Gut also,« fuhr der Finstere fort. »Wissen Sie, wen Sie vor sich haben?«

»Nein.«

»Ich bin der Henker von Chartres.«

Der Cavalier stutzte.

»Ich will Ihnen beweisen,« ließ der Blutscherge sich vernehmen, »daß ich auch menschlich sein kann. Ich warne Sie. Auf Befehl Laubardemont's bin ich hierher gekommen, um eine Hinrichtung vorzunehmen. Ich fürchte, mein Herr, Sie sind das Opfer. Hören Sie

mich an, denn ich will Sie retten. Bemerken Sie dort jenes Fenster im Schlosse, welches dicht über der Mauer angebracht ist?«

»Ich sehe es.«

»Wohlan, wenn ich *nicht* für Sie herberufen bin, dann erscheint in Zeit von einer Stunde ein Licht an jenem Fenster; gilt meine Anwesenheit *Ihnen*, dann bleibt das Fenster dunkel, dann fliehen Sie.«

Er verließ den jungen Mann schnell, der sein Pferd eilig sattelte und erwartungsvoll nach dem bezeichneten Fenster blickte. Er harrte länger als eine volle Stunde; das Fenster blieb dunkel. Der Cavalier war mit dem Tode bedroht; man hatte ihn nur nach Paris locken wollen. Der Cardinal fühlte niemals Erbarmen für seine Feinde. Der Bedrohte warf sich auf sein Pferd und jagte flüchtend in die Nacht hinaus. Er entrann dem Verderben.

Von daher soll das Wirtshaus den Namen »Bon Secours«, das Schloß als Wohnsitz des Cardinals den Namen »Malmaison« erhalten haben. Die Verbreiter dieser Sage vergaßen nur Eines: daß der gefürchtete Cardinal niemals in Malmaison gewohnt hat. Verlassen wir den Boden der Sage und des Ungewissen, so erscheint Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Abtei von St. Denis als Besitzerin des Ortes, welcher

sich nach mancherlei Wechsel der Besitzer im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in den Händen der Frau von Harene befindet. Die schöne Zeit beginnt, denn diese liebenswürdige Dame versammelt eine auserlesene Gesellschaft um sich. Die Gemächer hallen von Gesang und Saitenspiel, geistvolle Reden schwirren in belebender Unterhaltung, Scherze und Lachen ertönen, und in den dunkeln Lauben dichtet Delille seine Idyllen, während Marmontel einen Theil seiner Memoiren in Malmaison niederschreibt.

Aber wenn das Auge hinausschaut aus den Fenstern des kleinen Schlosses, wenn der Blick über die lachenden Ebenen hinweg bis Paris schweift, dann sieht man die drohende Wolke hängen, tief — schauerlich und Blitze aussendend — die Revolution zieht herauf — die Fenster von Malmaison klirren unter dem Donner der Kanonen. Die Gesellschaft der Frau von Harene ist zum Theil verschwunden. André Chenier und Delille, Besucher des Hauses, standen sich feindlich entgegen — der Sturm treibt die Blüten wirbelnd umher — und dennoch beherbergt Malmaison jetzt wieder eine gewählte Gesellschaft. Es scheint bereits eine Zufluchtsstätte geworden zu sein. In dem eleganten Salon finden wir: den Herzog von Penthièvres, die schöne unglückliche Lamballe, Florian, den Schriftsteller des Tell und der freien

Schweiz. Einige Gäste aus Trianon flüchten oftmals nach Malmaison — die Trianons und Versailles sind bereits unheimlich, seitdem die Halleweiber im großen Marmorhofs ihre Bacchanalien gefeiert haben. Eigenthümer von Malmaison ist um diese Zeit die Familie Le Coulteux. Die Le Coulteux gehören den Geschlechtern an, in welchen Talent für Geschäft und Neigung für Kunst und Wissenschaft gleich heimisch sind. Sie besaßen außer Malmaison noch Auteuil und Luciennes bei Paris. Die Familie zerfiel in drei Linien: in die Cauteleux, die Norayes und die Moleys. Die Coulteux du Moley besaßen Malmaison. Madame du Moley war eine der lebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit und Gesellschaft. Crillon, Delille und der Spanier Olivarez sind die Zierden des Salons in Malmaison, aber schon wird der reizende Aufenthalt seinen Bewohnern gefährlich. Die Landleute in der Umgegend nehmen drohende Haltung an und sie erheben ihre Knittel gegen die Besitzer des Schlosses. Immer verheerender wälzt sich die Woge der Revolution heran, auf den Umsturz folgt die Schreckenszeit. Die Sündfluth bricht herein, und Derjenige, welcher allein im Stande war, die brausenden Wasser einzudämmen, Bonaparte, soll in dem kleinen Schlosse von Malmaison eine Stätte der Ruhe und Erholung finden.

Le Coulteux hatte aus dem allgemeinen Schiffbruche, der auch einen Theil seiner Güter verschlang, die kleine Domaine von Malmaison gerettet. Der Held seiner Zeit, der General Bonaparte, reichte einem Wesen die Hand, das bestimmt schien, ihn als sein guter Engel zu begleiten. Er heirathete im März 1796 Josephine Tascher de la Pagerie, die Wittwe Beauharnais', eine Frau gleich hervorragend durch Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Josephine hatte den Nimbus des Interessanten um sich verbreitet. Ihre seltsamen Schicksale, die Aufopferung und der Muth, welchen sie bei dem Verhängnisse, das Beauharnais auf's Schaffot führte, an den Tag legte, die Gefahr, welche sie selbst bedrohte, und der sie nur durch die Katastrophe des neunten Thermidor entging, all diese Ereignisse umgaben Josephine mit einem hellen Glanze, der ihre Anmuth erhöhte. Nach der Verbindung mit Bonaparte, nach der Niederwerfung der Anarchie wollte Josephine die glänzenden Wohnungen zu Paris mit einem stillen Asyle vertauschen, in dessen Räumen sie ungestört den gesellschaftlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Genüssen sich hingeben konnte. Der Tochter des Südens, der Creolin waren der schattige Wald, die Stille und Behaglichkeit eines Wohnsitzes, der sie nach erregenden Scenen in seine

Räume aufnehmen konnte, das Ziel aller Wünsche.

Bonaparte hatte seinen Siegeszug nach Aegypten unternommen, Josephine suchte währenddessen nach jenem Asyle. Sie fand es in Malmaison. Von dem Besitzer Le Coulteux erstand sie das kleine Schloß im Jahre 1798 für den Preis von hundertsechszigtausend Franken. Sie begann sofort mit den Verbesserungen und Verschönerungen. Als Bonaparte, in Frejus gelandet, nach Paris zurückkehrte, als die ersten Acte der Begrüßung vorüber waren, führte Josephine ihn nach dem neuerworbenen Malmaison. Hier sollte auch er ruhen von den Siegen und Erfolgen im Genusse eines heitern, ungestörten Familienglücks.— Bonaparte fühlte sich in der That hier glücklich in der Ruhe, in dem Glanze und dem Zauber, den seine Gemahlin um sich und Alles breitete. Er erfreute sich an den Verschönerungen, welche sie in Malmaison hervorgerufen hatte, er sah mit Wohlgefallen auf die von Blumen prangenden Beete, sie waren von Josephine gezogen, gehütet, die im Laufe der Zeit durch Vernachlässigung verwilderten Alleen, Hecken und Gebüsche hatten ein zierliches, wohlgefälliges Aussehen erhalten, über die gepflegten Wiesen rieselten kleine Bäche und aus den Becken warfen künstlich angelegte Wasserwerke ihre Strahlen. Mit diesen Verbesserungen der äußeren Anlagen gingen



die der Gesellschaft Hand in Hand. Von Malmaison aus verbreitete sich ein gesellschaftlicher Ton, der vortheilhaft gegen den früheren abstechen mußte. Josephine hatte die besten Köpfe und die unterhaltendsten Gesellschafter, die graciösesten Frauen um sich versammelt. Während Lenoir und Berthold, Fontaine und Percier für die Ausschmückung des Schlosses sorgten und arbeiteten, verbrachten in den Salons Bernardin de Saint Pierre, Arnault, Ducis, Talma, Duval, Bouilly und viele Andere in Gesellschaft Josephinens und Bonaparte's die genußreichsten Abende. Neben diesen Persönlichkeiten fanden sich die jungen Generale, die Begleiter Bonaparte's auf seinen Zügen, hier in Malmaison zusammen, die glänzenden und lieblichen Erscheinungen der Fanny Beauharnais, d'Houdetot, der Damen Caffarelli, Damas, Andreossi, vollendeten den Kreis, den Gérard, Lesueur, Cherubini, Lebrun, Hoffmann, Despréaux, Isabey durch Wort und Bild verherrlichten. Der Glanzpunkt für Malmaison war gekommen.

Nach dem blutigen Tage von Marengo folgte eine Zeit der Ruhe. Gesellschaftliche Zusammenkünfte, Promenaden, Musikabende, dramatische Vorstellungen und Spiele im Freien wechselten ab. Aus dem Lärmen von Paris zog sich Bonaparte gern

nach Malmaison zurück in Josephinens Nähe. Sie erschien ihm noch anziehender in dem weißen einfachen Gewande, als im Prunke der Gesellschaftsrobe; fern von dem Getümmel der Schlachten, von der Last der Arbeit auf kurze Zeit befreit, wandelte der gewaltige Mann durch die stillen Parkgänge von Malmaison. So zeigt ihn das berühmte Blatt Isabey's. Der Blick ist freilich schon wieder ernst, die Stirne leicht gefaltet; es hat den Anschein, als sei Bonaparte der Ruhe bereits überdrüssig, er sinnt auf neue, erschütternde und gewaltige Dinge, nur zuweilen schwebt ein mattes Lächeln des Wohlgefallens um den scharfgezeichneten Mund, denn dort am Ende des Wiesenganges, wo er in das Gebüsch hineinmündet, gewahrt Bonaparte hellgekleidete weibliche Gestalten; sie scheinen über den Rasen zu schweben, anmuthig und leicht wandeln sie auf dem smaragdgrünen Teppich, um in dem dunklen Gehölz zu verschwinden. »Josephine hat es veranlaßt,« sagt Bonaparte leis vor sich hin, er weiß, daß *sie* diese Ueberraschungen leitet. Sonderbare Contraste! der Mann, dessen Augen an den Anblick riesiger, in Waffen starrender Colonnen gewöhnt sind, die auf sein Geheiß in die Schlacht stürzen, in Dampf und Feuer der Batterien verschwinden, dieser Mann liebt es, ganz in der Ferne, zwischen Laub und Gebüsch, auf Wiesen, die zarten

Gestalten anmuthiger Frauen zu erblicken.

Der Abend vereinigt die Bewohner und Gäste von Malmaison in der Galerie. Die Wände schmücken herrliche Bilder, denn schon hat Josephine einen Schatz von künstlerischen Erzeugnissen aller Art aufgehäuft. Gemälde der italienischen, deutschen und niederländischen Schule — Werke von Ghirlandajo, Dürer, Teniers, Wouverman wechseln mit den antiken Büsten ab, welche dort auf dem Marmortische prangen. Etrurische und ägyptische Alterthümer fesseln die Blicke des Forschers und er betrachtet entzückt jenes Relief, »Die Musen um Apoll gruppiert« darstellend, welches aus Neapel als Geschenk für Madame Bonaparte gesendet wurde. Während in dem reizend ausgestatteten Raume die lebhafteste und geistvollste, alle Tagesfragen in sich verflechtende Unterhaltung schwirrt, beleuchtet der sanfte Strahl des Mondes die um das Schloß sich hinziehenden, in tiefer Ruhe liegenden Gärten, die Schöpfungen Josephinens. Die Schweizerei, die Kioske, der »Tempel« im dichten Gehölze, die Brücken von Baumstämmen und die Alleen mit ihrem dunklen, geheimnißvollen Schatten schwimmen im Glanze des Mondlichtes, die Quellen und Bäche, die Cascaden rauschen und plätschern, in der Stille dieser Mondnacht ruht Alles, nur die Nachtfalter schweben durch die Gebüsche, da tönt es

melodisch aus dem Schlosse herüber, das silberhell im Lichte des Nachtgestirns sich erhebt, die Klänge einer meisterhaft gespielten Harfe wecken ein leises Echo dort im Gehölze der Brücke gegen Chaton. Josephine spielt die Harfe, Alles lauscht diesen Accorden. Bonaparte hat das Haupt in die Hand gestützt, er nickt leicht und wohlgefällig lächelnd seinen Beifall. Josephine aber benützt diese glücklichen Momente, um durch eine einschmeichelnde Bitte bei Bonaparte das Loos eines Gefangenen oder Verbannten zu mildern, um eine Gewalttat zu hindern. Und sie ist glücklich, oft genug diese Stimmung zu finden, denn der Bonaparte von Malmaison ist ein Anderer als *der* von Paris.

Das kleine Schloß ist das Trianon des Consulates geworden. Aber die gewaltige Zeit schreitet mit ehernem Tritte näher, die Stunden des Glücks, des stillen neidenswerthen, sind schon gezählt. An der blendenden Sonne des Kaiserthums schmilzt es »wie Wachs im Ofen zergeht«. In Malmaison ruht Josephine nach der Krönung, die sie zur Kaiserin erhob; das Diadem, welches Bonaparte ihr eigenhändig auf die Stirn drückte, preßt diese noch immer, die Schläfen pochen fieberhaft und die Ruhe, welche in Malmaison Josephine umfängt, vermag nicht, die Angst, die Sorge zu verscheuchen, die an dem Herzen

der Kaiserin nagen. Diese Krönung, dieser Beginn des höchsten Glanzes, wird das Ende des irdischen Glückes sein. Alles fügt sich, wie Josephine geahnt. Sie kämpft gegen die Zumuthung, die Scheidung selbst zu beantragen; aber sie sieht, daß es vergebliches Mühen ist — Bonaparte, Napoleon der Erste, muß eine Fürstentochter zur Gattin nehmen, die Wittve Beauharnais' wird zurücktreten — aber mit ihrem Rücktritt wird der Stern des Gewaltigen erlöschen.

Napoleon scheint von diesem Gedanken selbst ergriffen; noch lächelt ihm Josephine unter Thränen zu, als das *Te deum* für den Wiener Frieden stattfindet. Zwölf Tage später erfolgte die Trennung der Ehe des Kaisers von der Kaiserin; Napoleon las die Erklärung mit bewegter Stimme, er stockte zwei Mal. Josephine blieb fest, ruhig und ergeben, sie verwandte keinen Blick von dem Kaiser, die Gewalt des Schmerzes war so ungeheuer, daß sie jeden Ausbruch einer Empfindung niederdrückte. Am Tage nach dieser Trennung fuhr Napoleon nach Trianon — Malmaison nahm Josephine auf, sie wandelte einsam durch die Räume, durch die Alleen, sie weinte nicht mehr, sie klagte nicht, aber in dem köstlich decorirten Schlafgemache, dessen Decke die Chiffre *N* und *J* in künstlicher Verschlingung zeigte, saß die Kaiserin vor einem kleinen Tische, dessen Kästchen ihre Papiere

barg, Sie hielt ein vergilbtes Blatt in den Händen. Auf diesem Blatte stand die Prophezeiung einer Zigeunerin welche Josephinen bei ihrer Heirath mit Bonaparte zugekommen war. »Sie werden höher als eine Königin steigen — aber Sie werden im Spitale enden!« lautete der unheilverkündende Spruch. Josephine betrachtete diese Schrift. Der erste Theil war eingetroffen — es fröstelte die Kaiserin, als sie des zweiten gedachte.

Das Elysée, dann Navarra, dann Aix, endlich die Ufer des Genfer Sees — das waren die Orte, wohin Josephine den Wanderstab setzte, als sie von Malmaison schied. Ihre Stelle nahm Marie Louise von Oesterreich ein; die entthronte Kaiserin verfolgte aufmerksam die Schicksale des Mannes, den sie so heiß geliebt, den sie noch liebte. Marie Louise hatte dem Befehle gehorcht, ihr Schicksal rief sie auf den Thron Frankreichs. Sie wußte sehr wohl, daß Josephinens Andenken im Herzen Napoleon's nicht verlöscht werden konnte; die neue Kaiserin fürchtete stets die geschiedene Gattin und sie scheute sich, den Fuß über die Schwelle des öden Malmaison zu setzen. Die beispiellos glänzende Laufbahn des Kaisers beginnt ihre Richtung in die Tiefe zu nehmen. Josephine ist im Jahre 1811 nach Malmaison zurückgekehrt; die Zeit hat eine leichte Narbe über die klaffende Wunde gezogen. Die Achtung, die Neigung

des Kaisers gehören noch immer der Verlassenen; sie ist die Erste, welche die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom erhält; Beweise der stillen Liebe, der herzlichen Theilnahme werden ihr gegeben. Josephine ist nicht mehr unglücklich, sie feiert einen Triumph; sie verfolgt bangend und angsterfüllt die Ereignisse des Erdballs, welche Napoleon lenkt, wie bald werden sie ihn erdrücken, der Titan wird unter dem Felsen erstickt werden, den er gen Himmel schleudern will. Die Waffen der einst unterdrückten Nationen blitzen an den Grenzen Frankreichs, die begeisterten Schaaren der preußischen Krieger, ein gedrücktes, nun sich erhebendes rachedürstendes Volk, stürmen in das Herz Frankreichs hinein.

Im Kreise ihrer Kinder und Freunde lauschte Josephine entsetzt diesen Klängen, dem Donnern preußischer Geschütze und den Wirbeln der preußischen Trommeln, die in den Straßen von Paris verhallten. Als Marie Louise nach Wien zog, den gestürzten Imperator verlassend, da wallte es hoch auf in Josephinens Herzen, der unglückliche Napoleon war ihr wieder näher gerückt; sie verließ Malmaison, sie wollte den Gefallenen noch einmal sehen. Napoleon hatte bereits Fontainebleau verlassen. Er schiffte sich nach Elba ein; die Gunst, ihn zu begleiten, sollte Josephinen nicht zu Theil werden. Am Tage der

Einschiffung war sie allein in Malmaison; als Napoleon das Schiff betrat, welches ihn von Frankreich entführte, rief er aus:

»Sie hatte Recht! Mein Unglück begann, als ich *sie* verließ.«

Josephine erfreute sich der regsten Theilnahme, der zartesten Aufmerksamkeit der alliirten Herrscher. Kaiser Alexander, der König von Preußen und seine Söhne erwiesen ihr jede Rücksicht — Josephine war mehr Fürstin, als sie seit ihrer Trennung von Napoleon jemals gewesen. Alexander bat um eine Zusammenkunft — Malmaison sah den Herrscher Rußlands in seinen Mauern. Er fand Josephine kränkelnd, in der Gesellschaft ihrer Tochter, der Königin Hortense, und des Prinzen Eugen. Der Kaiser kehrte entzückt von der Unterhaltung heim, Josephine hatte nur für Napoleon gesprochen — sie schien nach dieser Zusammenkunft wieder neues Leben gewonnen zu haben — aber das Geschick Napoleon's war durch geheime Fäden zu eng mit dem ihrigen verknüpft, sie konnte den Sturz des Angebeteten nicht überleben. Nach dem Feste von St. Leu wollte der Kaiser Alexander die Gefeierte wieder besuchen; er fand sie sichtlich verändert, sie führte mühsam die Unterhaltung, der Kaiser schied besorgt von ihr. Josephine bereitete sich zum Tode. Ein schweres



Halsübel machte reißende Fortschritte, die Brust arbeitete heftig, Gram und Sehnsucht nach *ihm*, den Meere von Josephinen trennten, vollendeten das Werk der Zerstörung dieses schönen und edlen Lebens.

Als Kaiser Alexander am 27. Mai zum dritten Mal in Malmaison anlangte, um Josephine zu begrüßen, sah er sie nicht mehr. Die Kaiserin schlummerte nach qualvoller Nacht. In den Morgenstunden des 29. Mai begann ihr Todeskampf »Bonaparte — Elba — Marie Louise« — mit diesen Worten entfloh ihre Seele.

Drei Tage lang war der einbalsamirte Leichnam auf einem Paradebette im Vestibüle von Malmaison ausgestellt. Man hat die Menge der Herbeigekommenen, welche die Verstorbene noch einmal sehen wollten, auf zwanzigtausend geschätzt. Fast ebenso viele folgten dem Leichenzug, der Josephinens sterbliche Reste nach Rueil führte, hinweg aus Malmaison, aber nicht weit von diesem Orte, der die glückliche Josephine gesehen hatte und in dessen Bereich fast jeder Strauch, jeder Baum Erinnerungen an sie wachrief.

Ein Jahr später! Wie ein Wetterstrahl fuhr der entthronte Kaiser auf's Neue über das Meer. Noch einmal bebte Alles vor den kommenden Schrecknissen. An dem Thore Malmaisons hält ein

Wagen. Napoleon steigt hastig aus — Denon, Molé und Labedoyère folgten ihm. Als der Kaiser das Vestibüle betritt, zuckt sein bleiches Antlitz heftig — er grüßt nur flüchtig die ihn empfangende Königin Hortense, dann eilt er in die Galerie. Seine Blicke schweifen umher, die Augen vermögen nicht lange auf einem Gegenstände zu ruhen, es ist als jage die Erinnerung seine Blicke, als dulde sie nicht, daß er bei Diesem oder Jenem verweile. Er eilt durch den Park, er besucht alle Plätze, alle Stätten des früheren Glückes. Er speist allein mit Hortense, dann wandelt er wieder durch die Zimmer und sein Blick ist ruhiger geworden, er haftet mit dem Ausdrucke unendlicher Zärtlichkeit auf all diesen so theuren Gegenständen. Jetzt steht er vor dem Sterbezimmer Josephinens, seine Hand ruht auf dem Drücker der Thür; Hortense will folgen, aber eine gebieterische Bewegung des Kaisers scheucht sie zurück. Er betritt allein das Zimmer und schließt die Thür hinter sich; eine Stunde lang verweilte er in dem Gemache — die Königin sah Thränen in seinen Augen, als er heraustrat.

Waterloo! In diesem Namen liegt die Geschichte des Sturzes eines Titanen. Gebeugt und geknickt verließ Napoleon Armee und Herrschaft. Sein Schicksal ist entschieden, doch ehe er die einsame Insel betritt, will er noch an dem ihm liebsten Orte

weilen — Malmaisons Luft will er athmen — der Hauch Josephinens, der aus den Blumen und Bäumen, welche sie gezogen, zu quellen scheint, soll ihn noch einmal umfächeln. Fünf Tage blieb er in Malmaison — dann nahm er von Hortense — von Frankreich auf immer Abschied. An der rechten Schloßseite befindet sich ein kleiner Stein, der einen Adler und die Inschrift zeigt: *Dernier Pas de Napoléon, partant; pour Rochefort le 29 Juin 1815. A quatre heures après-midi.* (Letzter Schritt Napoleon's bei seiner Abreise nach Rochefort, am 29. Juni 1815, Nachmittags vier Uhr.) Hier war es, wo der Gestürzte sich losriß von Malmaisons geliebter Erde. — 1826 kaufte der Schwede Hagermann das Schloß; 1842 Marie Christine von Spanien; 1861 Napoleon der Dritte, der heute auf Wilhelmshöhe über den Fall seines Hauses nachdenken kann — unterdessen zerstörten die Kugeln der Franzosen den Ort, an welchem der Gewaltigste ihrer Herrscher am glücklichsten war. *Pauvre Maison!* sollten sie das Schloß taufen; diese Mauern haben ein unverdientes Schicksal erlitten, sie hätten geweiht sein sollen durch Josephine!

---

**Die todte Eva.**  
**Historische Mittheilung aus dem Hofleben**  
**früherer Tage.**

**Aus: Die Gartenlaube, Heft 31-32, Verlag von**  
**Ernst Keil, Leipzig, 1864**

Es war im Jahre des Heiles 1532.

Hinter dem Fenster des Erdgeschosses eines entlegenen Hauses auf dem Altenwiek zu Braunschweig war am Abende des heiligen Cyprianstages noch spät heller Lichtschein zu erblicken. In dem Zimmer, von dessen Fenster aus jener Schein strahlte, ging ein Mann unruhig auf und nieder. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und schien nachzudenken. Seine ganze Erscheinung, sowie seine Kleidung ließen in ihm den Künstler erkennen. Es war Andreas Siemon, der Bildschnitzer von Braunschweig, ein sehr geachteter und in seiner Kunst hochberühmter Mann, durch dessen Hände gar manche Kanzel und Kirche, manches Schloß und viele Privathäuser ihre Zierrathen erhalten hatten.

Als die Glocken Mitternacht anschlugen, trat der Meister zum Fenster und drückte die Stirn gegen die Scheiben. Seine Augen suchten draußen Etwas zu erspähen. Umsonst! Die Dunkelheit war allzu groß. Dagegen vernahm sein Ohr den Hufschlag von Rossen, welche die Gasse heraufzukommen schienen. Es währte auch nicht lange, so hielten Reiter vor dem Thore des Hofes, der des Meisters Haus von der Gasse trennte. Siemon ging eilig aus dem Zimmer, überschritt den Hof und öffnete das Thor. Der eine der beiden Reiter war schon abgestiegen, der noch Aufsitzende hielt das ledige Pferd. Siemon reichte dem Abgestiegenen die Hand und führte ihn, leise die Treppe voransteigend, in das Zimmer, dessen Fenstervorhänge er schloß. Der Ankömmling warf Mantel und Kappe ab. Er zeigte sich als schönen, stattlichen Mann, den das spanische Wammes und die hohen Reitstiefel trefflich kleideten. Ein herrlich gearbeitetes Waidmesser hing in goldener Fangschnur an seiner Linken, und dicke silberne Sporen klirrten an seinen Füßen.

»Willkommen, Herr Herzog!« redete Siemon den Fremden an, »wollt Euch ein wenig niedersetzen in meiner schlechten Behausung und dann mir Eueren Wunsch oder Befehl mittheilen, den zu vernehmen ich Euch heute erwartete.«

Der Gast des Meisters war Niemand anderes als Herzog Heinrich der Jüngere von Wolfenbüttel, ein unruhiger, lebendiger und verwegener Herr, des Herzogs Heinrich von Württemberg, dessen Tochter Maria er geheirathet hatte, nicht geliebter Schwiegersohn; ein Feind der neuen Glaubenslehre, zu welcher sich die Häupter des schmalkaldischen Bundes, die Verwandten seines Hauses und seiner Gattin bekannten.

»Mein Besuch soll bald beendet sein, Meister,« entgegnete der Herzog, »sehet zu, daß wir ungestört sind.«

»Wir sind es, gnädiger Herr, mein Hausgesinde liegt in tiefem Schlafe. So habe ich es eingerichtet.«

»So höret. Ich komme Euere Kunst in Anspruch zu nehmen. Ich habe ein Spiel vor, das Niemand wissen soll. Haltet reinen Mund, und meine Gunst wird Euch bleiben. Ihr wißt, daß ich Euch stets hervorgezogen und Eueren Meißel viel beschäftigt habe.«

»Ihr könnt auf mich zählen, gnädiger Herr.«

»Ihr sollet mir also ein Bild fertigen. Das Bild soll aussehen, als schlafe es. Es muß eine Holzfigur sein, aber malet das Gesicht fein an, gleich als wäre es das Antlitz eines schlafenden oder verstorbenen Menschen. Auch sorgt dafür, daß Ihr das Gebild auf

den St. Michaelstag fertig habt.«

Siemon stutzte.

Darauf aber sank das Gespräch der Beiden zu einem leisen Geflüster herab, also daß man davon nichts mehr verstehen konnte.

Nach einer Weile drückte der Herzog dem Meister die Hand und verließ dessen Haus. Bald waren die Hufschläge der davontrabenden Rosse verhallt; Siemon löschte seine Lampe und warf sich, nachdenklicher geworden, auf sein Lager. —

Am St. Michaelstage wandelte ein Mann durch die Laubgänge des herzoglichen Schloßgartens zu Wolfenbüttel. Ueber seinen Kleidern trug er eine weite Sammetschaube, unter welcher ein ziemlich großer Gegenstand versteckt schien. Nachdem er sorgfältig hin und her gespäht hatte, erblickte er endlich den Herzog Heinrich. Schnell eilte er auf ihn zu. Heinrich befahl ihm einen Augenblick zu verziehen und ging zwischen den Gebüschten hindurch zu einem Seitenthurme des Schlosses. Siemon folgte, erstieg hinter dem Herzoge eine Schnecken- und trat fast mit ihm zugleich in das kleine Gemach, welches Heinrich »sein Stüblein« nannte. »Gebt schnell her! laßt mich sehen!« sagte der Herzog.

Siemon schlug die Falten der Schauben zurück und

enthüllte dann einen noch mit Tüchern bedeckten Gegenstand. Es war eine trefflich geschnitzte und bemalte Büste. Sie zeigte ein ruhendes Haupt, dessen Augen geschlossen, dessen schwarze Haare aufgelöst waren. Ohne zu wissen warum, hatte der Meister dem Gebilde einen schmerzlichen, wehmüthigen Charakter gegeben.

Herzog Heinrich erschöpfte sich in Lobeserhebungen. Er zahlte dem Meister zwölf schwere Goldgulden auf den Tisch, öffnete dann einen unter seinem Sitzbette angebrachten Kasten, legte das Holzbild behutsam hinein und schloß die Lade.

Erst als es dunkelte, erlaubte er dem Meister den Thurm zu verlassen. Siemon kehrte nach Braunschweig zurück. Alle Ueberbleibsel der geheimnißvollen Bildhauerarbeit hatte er sorgfältig vernichtet.

---

Am St. Michaelstage herrschte in dem Hoflager zu Wolfenbüttel große Freude. Mit strahlendem Antlitze sah man die Herzogin Maria durch die Gemächer schreiten. Sie war heute herablassend und zutraulich gegen das Gesinde, während sie doch schon geraume Zeit mit Niemand gütig gesprochen oder ihrer



Umgebung anders als mit finstern Blicken, argwöhnischem Lächeln und kurzen Worten entgegengetreten war.

Und der Grund dieser plötzlichen glücklichen Veränderung? Tags zuvor hatte das Kammerfräulein *Eva von Trott* ihre Entlassung vom herzoglichen Hofe begehrt; daher die Freude Maria's und die Umwandlung ihres ganzen Wesens. In der That hatte die Herzogin alle Ursache sich zu der Entfernung des Kammerfräuleins Glück zu wünschen.

Eva von Trott, die Tochter eines hessischen Edelmannes von Verdienst und alter Familie, die Schwester des kurbrandenburgischen Marschalls von Trott, war mit kurzen Worten die Geliebte des treulosen Gatten der unglücklichen Marie, Herzog Heinrich's des Jüngeren von Wolfenbüttel. Freilich war die Störerin des ehelichen Friedens eine mit allen Reizen der Jugend und Schönheit ausgestattete Dame. Die Urkunden und Belege für diese seltsame Geschichte sind nicht allzu zahlreich, und da kann man denn auch Manches nur muthmaßen. So scheint es fast, als habe der Herzog bereits vor seiner Heirath das innige Verhältniß mit Eva gehabt, denn er hat sie sich von ihrem Vater als Hofdame seiner Gattin *erbeten*.

Da Herzog Heinrich nicht gewöhnt war seinem

Willen Zügel anzulegen, so entstand sehr bald ernster und gefährlicher Unfrieden in der fürstlichen Ehe, den ein unkluges Benehmen der Herzogin, die sich zur Schlichtung des Streites an ihren Vater wendete, noch steigerte.

Eva von Trott hatte dem Herzoge vom Jahre 1524 bis 1531 drei Kinder geboren.<sup>1</sup> Die Folgen ihrer Fehlritte wußte das Paar schlaue genug zu verbergen. Unter dem Vorwande eine Reise thun zu müssen, verließ Eva jedesmal den Hof.

Tief unten am Westende des Harzgebirges liegt auf hohem Kalkfelsen die Burg Staufenberg. Versteckt zwischen Wald und Buschwerk, von einsamen Forsten umgeben, durch hohe Mauern abgeschlossen, in jener Zeit namentlich schwer zu erreichen, bot das alte Schloß einen sichern Versteck für Liebe oder Verbrechen dar. Das Verhältniß des Herzogs konnte hier ungestört fortdauern, und so nahmen denn die Hallen der Staufenburg die schöne Sünderin in ihren Schutz, so oft Gefahr drohte, daß der Zustand der herzoglichen Geliebten den Späheraugen der Hofleute nicht entgehen könne. Nach einigen Monden erschien sie dann wieder bei Hofe. Mit diesen Geheimnissen waren eine Menge größtentheils niedriger Persönlichkeiten vertraut, welchen sich der Herzog hatte in die Arme werfen müssen; muthmaßlich war

ihr Schweigen durch große Opfer erkaufte worden.

Die überhandnehmenden Zwistigkeiten Heinrich's und Maria's brachten es endlich dahin, daß der Kaiser einschritt und den Herzog ernstlich zur Sitte anhielt. Indessen scheint dieser oberherrliche Gewaltschritt doch nicht allzu ernstlich gemeint gewesen zu sein, denn das Fräulein von Trott blieb am Hofe zu Wolfenbüttel und die Vertraulichkeiten wurden nicht eingestellt. Was das Einschreiten der kleineren Fürsten anbetraf, so konnte Heinrich entweder ihrer Drohungen lachen, oder des Heilands Worte, gesprochen zur Ehebrecherin, auf sich anwenden: »Wer frei von Sünden ist, der werfe den ersten Stein auf mich!« Namentlich konnte das auf den Landgrafen von Hessen gehen, der ganz öffentlich in einer Doppelehe lebte.

Sonach schien jede Möglichkeit, die verhaßte Nebenbuhlerin entfernt zu sehen, für die Herzogin verschwunden. Wie groß war daher ihre Freude, als Eva selbst um ihre Entlassung bat und der Herzogin die Mittheilung machte, daß sie zu ihren Eltern gehen und für ewig die schlüpfrigen Wege eines verführerischen Hoflebens meiden wolle! Begreiflicher Weise ward ihr die erbetene Entlassung — besonders da auch der Herzog erklärte, so sehr er ihren Abzug bedauere, könne er sie doch nicht zurückhalten —

unverzüglich bewilligt.

Von dem Hofe, aus den Hallen des Wolfenbüttler Schlosses schied die reizende Eva, aus einer Umgebung, die sie beherrscht hatte, deren ganzes Bestreben, wenn auch im Geheimen, darauf gerichtet war, die herzogliche Geliebte in guter Stimmung zu erhalten. Sie reiste nach Kassel zu ihren Eltern und schlug den Weg dahin über Gandersheim ein.

Die Morgensonne stieg am Horizonte herauf. Noch deckte der Nebel des anbrechenden Septembertages die Gegend. Lautlose Stille herrschte in den Gassen der Stadt Eimbeck. Da verließen die Herberge zum Schwan, auf einem Wäglein sitzend, drei Frauen. Sie trugen kurze Reisemäntel mit Kapuzen. Der Wagen bog seitwärts ab von der Stadt; wo die Kapelle des heiligen Blutes einsam und verlassen stand, hielt er an. Als er sich dem kleinen Gotteshause näherte, traten aus dem Gehölze zwei Männer. Die Frauen stiegen von dem Wagen herab, während dessen öffnete der eine der Männer die Thüren der Kapelle. Die Frauen gingen hinein. Wohl ein halbes Stündlein blieben die Pforten geschlossen, dann traten alle fünf Personen wieder in das Freie. Die Weiber bestiegen ihren Wagen, die beiden Männer ihre Pferde, welche im Gehölze, an einen Baum gebunden, gestanden hatten. Der Wagen nahm die Richtung nach Gandersheim, die

Reiter suchten die Straße nach Braunschweig auf.

Die drei Frauen waren: Anna Dankwert, des Schreibers zu Gandersheim Ehefrau, Pine Kippenberg, eine Schneidersfrau aus Gittelde, und Else Mettel aus Peine.

Zu dieser eigenthümlichen Gesellschaft hatte sich der Herzog Heinrich gefunden. Er war einer der beiden Reiter. In der kleinen Kapelle hatten die Frauen ihm einen schweren, hohen Eid geleistet, — — — der Herzog dagegen ihnen die Hand gereicht und glänzenden Lohn verheißen.

Gegen sechs Uhr desselben Tages hielt das Wäglein vor dem St. Georgenthore zu Gandersheim. Hier verließen die Frauen das Gefährt und vertheilten sich in der Stadt. Die Dankwert begab sich in das Amtshaus, die Kippenberg eilte in die Herberge des Schneidergewerkes, Else Mettel suchte die Wohnung des Baders auf, dessen Frau ihr verwandt war.

---

Gemächlich saß im Amtshause der alten Burg zu Gandersheim in seinem Lehnssessel der Amtmann Claus Scharffenstein. Vom Podagra heimgesucht, nahm er die Geschäftseinläufe in seinem Zimmer entgegen. Hagestolz, sehr bequem geworden, hatte er

der Frau des Amtsschreibers, Anna Dankwert, seine Verpflegung übertragen, wofür dem Schreiber eine gute Stelle gesichert war. Eben wollte sich Meister Claus mühsam an seinem Stocke aufrichten, um nach dem mit Eimbecker Bier gefüllten Krüge zu greifen, als die Thür schnell geöffnet ward und die Dankwert in's Zimmer stürzte: »Herr Amtmann, um Jesu willen, rathet, helft!«

»Anne, Anne,« rief erschrocken der Amtmann; »was soll's denn? Ich falle fast in Ohnmacht ob Eures Rufens!«

»Ach, da ist der Christoph Schmidt draußen, des Herrn Herzogs Küchenschreiber. Er bittet um Einlaß.«

»Nun, nun, was ist denn da Sonderliches?«

»Gestrenger Herr Amtmann, Schmidt hat eine todtkranke Frau bei sich, eine hohe, schöne Frau. Er wollte die Nacht noch bis Münchehof der Dame das Geleit geben, aber sie ist so heftig erkrankt, daß er sie hier lassen muß.«

»Laßt Schmidt heraufkommen,« rief Scharffenstein, »ich muß von ihm hören, um was es sich handelt.«

Nach wenigen Augenblicken erschien der Küchenschreiber im Zimmer.

»Herr Amtmann, ich komme im Namen der Menschlichkeit, Euch um Aufnahme für eine

todtkranke Frau zu bitten,« sprach er hastig. »Des Herzogs Gnaden haben mir den Auftrag gegeben, dies hochgeehrte Kammerfräulein Ihre Gnaden der Herzogin Maria, Eva von Trott, gen Kassel zu geleiten. Die Edle ist aber so böß erkrankt, daß mich fast dünken will, sie werde die Nacht nicht mehr erleben.«

»Gott wolle so etwas in Gnaden verhüten!« rief der Amtmann außer sich. Er sah im Geiste schon ein ansehnliches Präsent des Herzogs für die gute Aufnahme der Geliebten vor seinen Augen funkeln. »He da, Dankwertin, schnell ein Zimmer auf in dem Seitenflügel! Eilt, Christoph, bringt die Edle herein. Tummelt Euch Alle!«

Er zog den Glockenstrang. Diener stürzten herbei, Mägde schnatterten und liefen durcheinander, während die Dankwertin eiligst ein Zimmer herrichtete. Es war das letzte in der langen Reihe von Gemächern. Das einzige Fenster desselben befand sich wohl sechszehn Fuß über dem Erdboden und war in Form eines Söllers hinausgebaut. Gegenüber von diesem Fenster war kein Gebäude —, das Zimmer ward von den Räumen des Seitenflügels durch einen Gang getrennt, eine besondere Treppe führte hinauf. Die innere Einrichtung schien einen Gast erwartet zu haben, denn ein Bett mit weißen Vorhängen, sauber und behaglich hergerichtet, auch aller sonstige Hausrath, der eine

Wohnung angenehm machen kann, war bereits vorhanden.

Während dieses im Innern der »alten Burg« vorging, näherte sich eine schwerfällige Karosse dem Gebäude. Sie war von vier starken Handpferden gezogen und lenkte durch den Thorweg in den Hof. Christoph Schmidt und zwei Diener hoben die einer Sterbenden gleichende Eva aus dem Wagen, trugen sie in das bereit gehaltene Zimmer und entfernten sich dann, die Kranke der Obhut Anne Dankwert's überlassend. Einige Stunden vergingen. Als es zehn Uhr sein mochte, erschien die Amtsschreiberin wieder in der Stube des Amtmanns, woselbst Schmidt noch im Gespräche mit dem Alten sich befand. »Ich brauche Hülfe zur Nacht,« sagte sie in dringendem Tone, »die Kranke leidet gewaltig. Ihre Schläfe pochen und ihre Gesichtsfarbe ist bald bleich, bald hochroth. Schmidt, schafft Rath!«

»Wen holen wir? Soll ich die Schwestern aus dem Marienkloster holen lassen?« fragte ängstlich der Amtmann.

»Nein,« sagte Anna, »sie mag die schwarzen Gestalten nicht leiden. Es bringt sie auf. Ich weiß Rath. Eilet in die Herberge der Schneiderzunft, Christoph, dort wohnt die Kippenberg; dann gehet zu



Martin, dem Bader, wo die Mettel heut nächtigt.

Beide sind mit mir heut zu Wagen gekommen. Saget den Frauen, ich lasse sie bitten, sich einzustellen und mir um des Heilands willen eine Kranke pflegen zu helfen.«

Nachdem Beide einen Blick des Einverständnisses gewechselt, entfernte Schmidt sich schnell. In nicht gar langer Zeit befanden die beiden bezeichneten Weiber sich mit Anne Dankwert am Bette des Kammerfräuleins Eva von Trott.

Die schöne Eva horchte angestrengt. Ebenso die Frauen. Vor wenigen Minuten hatten sich die Mägde entfernt, welche verschiedene Handreichungen im Krankenzimmer geleistet. Man hörte ihre Tritte noch auf der Steintreppe klappern. Es ward endlich still.

»Vorwärts!« sagte Eva mit halblauter Stimme. »Jetzt schnell an's Werk, wir dürfen keine Zeit verlieren! Schiebt die Reisebündel herbei.«

Nach diesen Worten verließ die Kranke schnell ihr Bett und warf sich das Nachtgewand über. Anne Dankwert schob ihr ein Bündel zu, dessen zwei Ketten verbindendes Vorlegeschloß das Fräulein öffnete. Als dies geschehen, öffnete sie das andere Bündel und begann nun den Inhalt zu leeren.

Draußen herrschte eine feierliche Stille, nur die

Rufe der Wächter, von den Mauern der alten Stadt herüberschallend, unterbrachen brachen die unheimliche Ruhe. Die drei Weiber umstanden die schöne Eva. Die lange, dürre Gestalt der Mettel, die fast kugelrunde der Amtsschreiberin und die zitternde der Kippenberg contrastirten gegeneinander wie Figuren eines Nachtgemäldes von Meister Callot.

Zwischen ihnen, am Boden kauern, weiß, einem Gespenste der alten Sage gleichend, das lange prachtvolle schwarze Haar aufgelöst über ihre schönen Schultern fließend, mit hochgerötheten Wangen, ängstlichen aber doch geschäftigen Blicken, lag die schöne Eva. Ihre runden, weißen Arme entfernten die Ketten, welche die Lederbündel zusammenhielten; zuweilen schnaubte sie zornig, wenn sich ein Knoten oder eine Schnalle nicht rasch genug öffnete. Diese ganze Gruppe beleuchtete eine ungeheure Lampe, hoch einporgehalten von dem trocknen, bronzefarbigem Arme der Mettel.

Die Augen der Weiber hefteten sich fest auf die Bündel. Das erste ward auseinandergeschlagen. Es enthielt Stroh, eine große Anzahl breiter Tuchenden, einige cylinderförmige Hölzer von Armeslänge, ein langes, weißes Gewand, einen seidnen Mantel gleicher Farbe, Handschuhe, seidene Strümpfe, Sammetschleifen und einen weiten, ziemlich dichten

Schleier.

»Legt Alles sorgfältig bei Seite,« flüsterte Eva, »doch so, daß wir es bei der Hand haben.«

Anne Dankwert that, wie ihr geheißten. Unterdessen schlug Eva das zweite Bündel auseinander. Sie hob von dem darin befindlichen Gegenstände ein Tuch hinweg. Ein lauter, aus drei Kehlen zu gleicher Zeit kommender Schrei tönte durch das Gemach — entsetzt führen die Weiber zurück. In dem Bündel lag, von der flackernden Flamme grausig beleuchtet, ein menschliches Haupt.

Schmerzverzogen schienen die Linien des bleichen Antlitzes, welches schwarzes Haar gleich einem Rahmen umgab. Die Augen waren geschlossen, aber bei dem Flackern der Lampe schien es, als zuckten die Wimpern.

Die schöne Eva faßte den unheimlichen Gegenstand mit beiden Händen und hob ihn empor. Der Kopf saß auf einem Stücke Rumpf. Jetzt traten die Frauen näher und bemerkten zu ihrer Beruhigung, daß es ein Holzbild war, welches Eva ihnen entgegenhielt, aber es war trefflich, täuschend gefertigt.

Eva behielt das Holzbild ein paar Minuten in der Hand; dann gab sie ihm einen leichten Schlag auf die Wange. »Du sollst uns helfen,« lachte sie.

»Was soll denn damit werden, Fräulein?« fragte schüchtern die Dankwert.

»Tretet näher, ich will's Euch verkünden,« sagte Eva leise. Die Frauen steckten die Köpfe zusammen. »Wir müssen eine Leiche anfertigen.«

Entsetzt prallten Alle zurück. »Eine Leiche?« lispelten sie voller Schrecken.

»Nur nicht ängstlich. Ihr habt geschworen, zu schweigen. Hier an dieses Holzbild soll ein Körper gesetzt werden. Braucht Ihr Eingeweide? da ist Stroh. Arme — Füße? da sind die Holzrollen. Wir kleiden das Ganze in jenes Gewand, darüber schlagen wir den Mantel, die Füße mit Strümpfen und Schuhen, die Enden der Rollen mit Handschuhen, das Gewand mit Trauerschleifen und dies Holzantlitz mit dem Schleier bedeckt, dann den nachgemachten Leib in den Todtenschrein gepackt, hochaufgestellt im Chore der Kirche, tüchtig Weihrauchwolken darum — und ich will sehen, wer es wittert, daß nur eine Puppe droben liegt.«

»Aber wen soll denn das Gebilde vorstellen?« fragte die Mettel.

»Ihr habt dem Herzog geschworen, über Alles zu schweigen, was Ihr sehen werdet. Das gedenket,« sagte Eva. »Also denn vernehmt: ich muß heute Nacht

sterben.«

Die Frauen zuckten zusammen. »Guter Gott, welcher Frevel!« stammelte die Amtsschreiberin leise.

»Was ist's denn weiter?« lachte das Edelfräulein, »lustig, lustig! Ich bereite meine Leiche. Seid munter und helft mir dabei, wir haben nur noch wenige Stunden, mit Tagesanbruch muß ich todt sein.«

Die Edeldame begann nun die Arbeit zu vertheilen, und als die vierte Morgenstunde anbricht, ist eine Gestalt an den von Meister Siemon geschnitzten Kopf gefügt. Sie liegt da gleich einer Todten. Die Weiber betrachten den Balg mit ängstlichen Blicken; es ist ihnen jetzt klar, welch' ungeheurer Betrug gespielt werden soll — wird eine Strafe sie treffen? Bah — sie handeln im Interesse des Herzogs, sie haben geschworen in der Kapelle, nichts zu verrathen von dem, was sie sehen und hören, und — das Geld wartet ihrer, wenn der Streich gelingt.

Um fünf Uhr in der Frühe schickt Eva die Mettel hinaus, um Erde zu holen; damit die Puppe eine gewisse Schwere erhalte, soll sie mit Erde gefüllt werden. — — Als die Mettel heraustritt, sind die Mägde am Brunnen. »Wie steht es mit der schönen Frau?« fragen sie.

»Schlecht, sehr schlecht,« antwortet die Mettel.

»Sie wird, fürcht' ich, keine Stunde mehr leben.«

»Was wollet Ihr mit dem Sack voll Erde?«

Das Weib wird verlegen, sie faßt sich aber schnell. »Die Erde soll ihr aufgelegt werden, damit sie Kühlung habe — sie hat den schwarzen Tod im Leibe.« — Mit furchtbarem Angstschrei flüchten die Mägde — im Amtshause der alten Burg ist die Pest.

Als die Mettel zurückkam, sagte sie Eva, was sie gesprochen. Da diese hörte, welche Angst die Mägde ergriffen, lachte sie laut auf. »Die Pest — gut so. Nun wird uns Niemand stören. Jetzt hinein in die Lade dort mit der Puppe. So — gieb mir das Töpfchen mit brauner Salbe aus dem Kästchen. Nun holt den Meister Bader. In zwei Stunden bin ich gestorben.« — Sie schlüpfte hinter die Vorhänge ihres Bettes.

Die Mettel ging, den Bader zu holen. Schon hatte sich die schreckliche Neuigkeit im Hause verbreitet. Der Amtmann zitterte wie Espenlaub, die Diener kreuzten sich. Nur eine halbe Stunde blieb die Mettel aus. Die Verschwornen schwebten in einiger Unruhe. Schon kamen Leute in die Umgebung des Zimmers und holten Erkundigungen ein. Das Schlimmste war aber die Anwesenheit des Baders. In den damaligen Zeiten hatten die Bader den Ruf, höchst gelehrte Herren zu sein. Wenn er den Betrug merkte? Zwar

benutzte Eva die Zeit bis zu seiner Ankunft, Gesicht und Hals, Arme und Hände mittels einer feinen Farbe braun zu streichen, aber auch das konnte der Bader leicht merken. Im letzten Falle hatte man Geld in Bereitschaft.

Unnütze Sorge! Das betrügerische Vorhaben ward auffällig begünstigt. Die Mettel kam zurück — ohne den Bader. Er ist aufs Land gerufen, aber sie bringt des Baders Frau mit. In jener Zeit verstanden die Badersfrauen auch eine Ader zu schlagen.

Die Baderin tritt an das Lager. Der schwache Frührothsschimmer, vereint mit dem Lichtglanze, färbt das braune Antlitz der Kranken noch erdfahler. Die Baderin schüttelt den Kopf. Sie hat schon manchen Leidenden gesehen, besonders viele Pilger, die aus dem Morgenlande zurückkehren mit seltenen Uebeln behaftet, aber die Dulderin vor ihr sieht gar zu elend aus. Während sie ihre Lancette bereit hält, das Becken zum Fangen des Blutes hervorsucht, räuchern die Frauen mit Wermuth, daß die furchtbare Krankheit nicht die Luft durchfahre.

»Wenn das nicht rettet, so ist sie bald hinüber,« sagt die Baderin, nachdem ihr Geschäft beendet ist. »Das Blut kam noch gut genug. Armes Fräule! Armes Fräule!«

Lautes Gekreisch von Weiberstimmen — Laufen durch alle Gänge des weiten Hauses — Helles Geklingel — Schluchzen und Rufen.

Um 7 Uhr des Morgens ist die schöne Eva im Zimmer der alten Burg verschieden. Christoph Schmidt ließ die Thüre des Gemaches fest schließen, ebenso wurden die Thore zum Hinterhofe, wo das Zimmer lag, gesperrt. An den Fenstern, in den Stuben da hinaus soll Niemand weilen — damit er nicht auch ergriffen werde von dem schwarzen Tode. So blieben die Räume wie ausgestorben.

Schmidt winkte einem der Knechte des Amtmannes. »Koch, saddle ein Pferd. Reite zum gnädigen Herrn nach Schloß Fürstenberg und melde in meinem Namen, ich sei in Verzweiflung. Die er mir anvertraut, die Trottin, sei plötzlich gestorben.«

Heinrich Koch galoppirte davon. —

In dem Gehölze, welches sich zwischen dem Amtshause und der Mauer hinzog, hielt ein Wagen. Auf dem Bocke desselben saß ein Kutscher, der sein Gesicht sorgfältig unter einem breitkrämpigen Hute verborgen hatte.

Leise und geräuschlos öffnet sich das Fenster des Sterbezimmers. Eine weibliche Gestalt, in einen schwarzen Mantel gehüllt, tritt auf den Sims. Unten



steht der Küchenschreiber und hält eine Leiter. Die Dame klimmt hinab, eine zweite Frau folgt ihr.

Eva und die Kippenberg sind es. Sie eilen über die kleine herabgelassene Zugbrücke, sie schlüpfen in das Gehölz, dort ist der Wagen, hinein — auf und davon. Der Kutscher peitscht die Rosse, sie fahren an der alten Stadtmauer hin bis zum Hagenthor, dort müssen sie anhalten, dichte Gruppen von Landleuten ziehen in die Stadt, aber Niemand kümmert sich um sie; sie hören nur rechts und links neben sich die grausige Neuigkeit erzählen: das Fräulein Eva von Trott sei vor einigen Stunden an der Pest verschieden. »Gottes Gericht über die Ehebrecherin!« ruft ein alter Landmann. Das Edelfräulein senkt ihr schuldbeladenes Haupt. Der Wagen fährt weiter und hinaus geht's in das Freie, durch den grünen Wald, hin zu den Bergen des Harzes. — Eva athmet auf. Der Kutscher schlug seine Krempe zurück und bot seinen unterthänigen guten Morgen. Es war Eberhard Dedeken, der Castellan der Staufenburg. »Glück zu, gnädiges Fräulein!« lachte der Castellan. »Der Streich ist gelungen — horch!« er hielt die Pferde an. Der Wind trug von den Thürmen Gandersheims die Töne eines dumpfen Geläutes herüber.

»Das sind Todtenglocken,« sagte die Kippenberg ernsthaft.

»Man läutet auf allen Thürmen, auch die hellen Glocken des Klosters unterscheide ich deutlich. Es muß also eine vornehme Leiche sein,« sagte der Castellan. »Ohne Frage, Gnaden, ist es Ihr Absterben, das sie da drinnen einläuten. Da Sie der schwarze Tod erfaßt, muß die Trauer eilig vor sich gehen.« Er lachte hell und lange.

Der schönen Eva fröstelte. »Fahrt zu!« rief sie.

Endlich tauchten hinter den Bäumen, welche die waldigen Höhen krönten, ein spitzer Thurm, hohe Dächer auf. Heiter wurden Eva's Züge. »Die Staufenburg, die Staufenburg!« jubelte sie. »Nun lebe ich wieder!«

Der Wagen rollt durch das Thor des alten Schlosses. Eva aber sitzt nicht darin. Vor Gittelde, dem Flecken, der am Fuße des Burgberges gelegen, stieg sie mit ihrer Begleiterin aus und wandelte durch ihr wohlbekannte dichte Waldwege zum Schlosse. An der Mauer, welche das hintere Schloß begrenzte, in der Füllung eines kleinen mit Epheu umrankten Pförtchens stand wartend Johanne Dedeken, des Castellans Gattin. Nur ein flüchtiger, herzlicher Gruß, hinein in die Oeffnung schlüpfen die Frauen. Krachend schloß sich die Pforte hinter ihnen.

---

Im Barfüßerkloster zu Gandersheim wirbelten die Rauchwolken empor. Die hohen Wachskerzen zeigten blutigrothe Flammen, von dem Dunst wie mit einem Schleier umspinnen. Leise präludirte die Orgel, die Todtengebete für das Heil der Seel' sprachen die Brüder. Hoch oben, wie Eva es vorhergesagt, auf schwarzem Katafalke ruhte der Sarg. Eine Sammetdecke mit silbernem Kreuze verziert, bedeckte ihn, und rund umher knieten Mönche. In einiger Entfernung stand die Menge und betrachtete schweigend das Opfer des Todes. Es war gelungen, was der Herzog und die schöne Eva ersonnen. Man glaubte sie todt, die Puppe ward feierlich in die Gruft gesenkt, und währenddessen erwachte die Schöne in den Hallen der Staufenburg zu neuem Leben, das sie nun, zwar geschieden aus der Welt, aber desto ungestörter in den Armen Herzog Heinrich's genießen sollte.

Als Koch die Nachricht auf den Fürstenberg brachte, spielte Heinrich seine Rolle trefflich. Er erpreßte sich eine Thräne und sagte: »Schad' um sie, es war ein fromm Mägdlein.« Als er allein war, schnalzte er mit der Zunge und wippte mit den Fingern vor Freude, daß der listige Streich geglückt, vor dessen Gelingen ihm gebangt. Er sendete seiner Gattin die Nachricht vom Tode Eva's. Die fromme

Herzogin, obwohl zufrieden, einer Nebenbuhlerin ledig zu sein, ließ ebenfalls Messen für das Heil der Seele lesen, und jeder Mönch oder Geistliche, der bei den Vigilien sich beteiligte, erhielt zwei Mariengroschen und brav Essen und Trinken, »weshalb,« sagt der alte Sleidan in seiner Chronik, »ihrer gar Viele sich zu den Exequien eingestellt haben.«

Den Sarg hatte der Küchenschreiber Schmidt fertigen lassen nach eigener Angabe. Am folgenden Tage war die Baderin gekommen und hatte gefragt, warum man die Jungfrau habe ungebeichtet sterben lassen? Darauf antwortete ihr die Dankwert: »Wer wollte ihr wohl das Sacrament geben, sie konnte nicht mehr reden!«

»Wo ist der goldne Armring? Ihr habt ihn doch der Leiche abgenommen?« fragt die Baderin weiter.

Da holen die Frauen den Küchenschreiber, und die Dankwert ruft aus: »Schließt den Sarg, Christoph, daß wir nicht Alle aus der Sünde zu Schanden werden.«

Der Küchenschreiber nagelt den Sarg zu und hat ihn durch Pfarrer und Schulmeister abholen lassen. Sie haben ihn zur Barfüßerkirche gebracht, allwo die Puppe in's Grabgewölbe gesenkt worden, nachdem die Messen gelesen. Als der Stein die Gruft schloß, war Alles vorbei. Eva von Trott lebte in Fülle der

Gesundheit, und in der Klosterkirche lag die Puppe des Meister Siemon im Grabe. Herzog Heinrich aber zog fleißig auf die Jagd gen Staufenburg. Er blieb oft Wochen lang fort, emsig beschäftigt mit dem edlen Waidwerk — wie man glaubte. Hier in den schweigenden Wäldern, hinter Mauern und Gräben, hatten die Liebenden freies Spiel.

Jede Annäherung eines Fremden ward sorgfältig verhindert, und um ihrer Rolle als Verstorbene vollständig Ehre zu machen, zeigte sich Eva zuweilen des Nachts als Geist in weißem Gewände auf den Söllern oder der Thurmalerie des Schlosses. Es währte auch nicht lange, so hieß es in der Umgegend, die weiße Frau spuke da oben, und jeder gute Christ mied den Ort um so beharrlicher. Man hielt nun das Geheimniß für vollständig gesichert und mit der Puppe Meister Siemon's begraben.

---

Das Wirthshaus zum Bergknappen in dem Flecken Gittelde war mit Gästen angefüllt. Die Krüge, voll schäumenden Biers, kreisten an den besetzten Holztischen, und die bewegte Zeit gab allerlei zu kannegießern über den Krieg, welchen die protestantischen Fürsten wider den Herzog Heinrich

führen wollten, der sich starr der lutherischen Lehre widersetzte. Der Herzog war nicht beliebt im Lande; so sprachen denn Alle größtentheils wider ihn. »Nun,« rief ein junger Kerl über den Tisch hinweg, »dann, wenn es losgeht mit dem Schlagen, dann wird Mancherlei an den Tag kommen. Auch mit der Hessin da oben auf der Staufenburg wird's klar werden.«

Es begann nun ein Streit, ein Für und Wider. Jeder gab Vermuthungen zum Besten. Soviel aber ging aus den Reden hervor: die Bevölkerung wußte, daß die Mauern der Burg ein Geheimniß umschlossen, daß dies Geheimniß eine Herzensangelegenheit des Fürsten betraf und daß es ein unerlaubter Handel sei. Freilich war man noch nicht der rechten Person auf der Spur, an Eva dachte Niemand. Die Unterhaltung der Gäste schien von besonderem Interesse für einen Mann zu sein, der, in ein ledernes Wams gekleidet, ein Schwert an der Seite, einen stählernen Ringkragen um den Hals, am Ende des Tisches sitzend, fleißig dem Krüge zusprach. Dieser Mann nannte sich Bernd Goldacker, war Hauptmann der Stadt Erfurt und hielt sich zu Gittelde auf, um Eisen aus den dortigen Schmelzöfen für seine Stadt zu kaufen, da Alles rüstete, falls es auf den Krieg ging. »Ihr sprecht wunderliche Dinge,« sagte Goldacker, »ich hab' schon oft davon munkeln hören. Sollt' es wahr sein?«

»Sicher, Herr Bernd,« nahm ein Landmann das Wort. »Droben auf'm Schloß geht viel vor. Kein Mensch darf sich nahen. Meine Pflgetochter, deren Liebster hier im Orte Schneidergesell ist, weiß, daß Frauenkleider gefertigt werden für eine Dame auf der Burg. Da kommen Zindel und Tuch, wie man sie sonst nicht sieht, und nie erscheint eine Frau, sich Maß nehmen zu lassen. Das Maß bringt die Kippenberg bei Nacht ihrem Sohne. Der arbeitet danach, und sie ist als Dienstfrau auf dem Schlosse.«

»Das ist gar nichts,« fiel ein zweiter Gast ein, »ich habe droben als Wache gestanden auf Staufenburg.«

»Ihr? Erzählt, ei, hurtig!« flüsterte Alles. Sie rückten aneinander, schoben die Krüge zusammen und reckten die Hälse über den Tisch hinweg.

»Ich war mit sieben Mann droben, als die Streitigkeiten mit den Lüneburgern angingen. Da haben wir wachen müssen wegen eines Anfalls. Nun, da hörte man denn Allerlei. Sehen konnte man nichts, denn der Dedeken hielt die zweite Thür stets verrammelt, und wir mußten im ersten Schloßhofe bleiben; aber Nachts, wenn es ganz stille war, dann haben wir ein Gewimmer gehört von kleinen Kindern, und die Wärterin hat sie eingesungen. Als ich in den Graben hinunterstieg eines Tages, fand ich eine

zierliche Nürnberger Puppe, wie sie die Kindlein zum Spiele haben. Sie mußte herabgefallen sein. Ich gab sie dem Castellan, der lachte und meinte, ich solle nicht denken, daß Kinder hier oben wären. Es sind aber welche da. Woher kommen sie? Es muß ein Geheimniß walten, und,« setzte er näher rückend hinzu, »als der Koch gemeint hat, es sei nicht richtig in der Burg — Ihr versteht mich — da ist er verschwunden, Niemand weiß, wohin. Vergangene Ostern hat man den Jägerknecht todt im Brunnenhause gefunden; er war durch und durch gestochen. Und als der alte Amtmann Scharffenstein zu Gandersheim auf den Tod gelegen, hat er beichten wollen, ist aber verschieden, ehe der Pfaff gekommen. Als es der Herzog gehört, hat er gesagt: ‚Gut für ihn und mich. Sonst hätt’ ich einen Mönch umbringen müssen?«

»Ja, ja,« sagte Goldacker, »es hat ’nen Haken! Der Herr Herzog haben immer dergleichen Händel geliebt. Ich erinnere mich noch gar wohl der schönen Eva von Trott, als ich am Wolfenbüttler Hofe war, die Büchsen zu proben. Die Eva hat auch manches Herzeleid der Gemahlin verursacht, aber schön war sie.«

»Die hat ihren Lohn weg,« sagte Einer, »sie starb im Umsehen an der Pest. Nun sind’s bald sieben Jahre her, daß es sich zugetragen.«



»Woher mag der Herzog die verschwiegenen Leute nehmen? Man hört doch nichts. Auch als die Eva noch lebte, ist wenig geplaudert worden.«

»Nun, wenn gleich Einkerkierung oder Tod darauf steht, läßt es Jeder bleiben. Vor Jahren war unser Bader einmal droben, der hat einer Frau die Ader schlagen müssen. Sie hat aber nur ihren Arm durch die Tapete gestreckt, und der war verzieret mit goldenen Bändern, die haben abgethan werden müssen auf des Baders Geheiß. Er meint, es sei die Herzogin gewesen.«

»Es ist ein Gespenst,« schrie zuletzt Einer. Und dies, das Unwahrscheinlichste, glaubten Alle am liebsten.

Gedankenvoll gemacht durch die Reden der Bewohner Gittelde's, schlenderte am folgenden Tage der Hauptmann Goldacker durch die Waldung. Vor ihm sprang ein großer Hund. Der Hauptmann blickte zu den Mauern empor, die sich über die Gipfel der Bäume erhoben. Das Geheimnißvolle reizte ihn, und immer höher steigend, näherte er sich unversehens den Außenmauern der Staufenburg. Grabesstille ringsum. Man hörte das leise Rauschen jedes Blättchens, das Zirpen der kleinen Grillen, die eintönigen Rufe der Lockvögel.

»Wer doch durch die Steine blicken könnte!« dachte der Hauptmann. Da war es ihm, als vernehme er wirklich Kinderstimmen, als weine eine Knäblein oder Mädchen. Dann wieder schwirrte ein Klage-ton durch die Luft, dann tönte der sanfte Klang einer Zither wie beschwichtigend durch das Gestein; endlich blieb Alles wieder still. »Verwünschtes Schloß!« murmelte Goldacker. Er sah um sich und bemerkte nun erst, daß er, seinem Hunde nachgegangen, nicht den eigentlichen Weg zur Burg gewandelt, sondern durch Waldwege und Jägersteige auf die Höhe gelangt war. Er setzte sich auf einen Baumstamm und pfiff leise dem Hunde. Dieser aber stand wie angewurzelt. Er streckte den Kopf und spitzte die Ohren; Zeichen der Witterung. Behutsam näherte Goldacker sich dem Thiere. Es stand am Eingange einer Lichtung. Der Hauptmann bemerkte, daß hier ein trockner Graben war, in dessen Bette Föhren, junge Buchen und Erlengestrüppe wucherten, durch deren Zweige man auf einen Rasenplatz blicken konnte, den in gewissen Zwischenräumen Obstbäume umstanden. Es war der kleine, am Felshange gelegene Garten der Burg.

Das leise Knurren des Hundes deutete dem Neugierigen an, es müsse etwas Lebendiges in der Nähe sein. Geräuschlos stieg der Hauptmann in den Graben hinab, zog den Hund an sich und bog die

Zweige auseinander.

Er erblickte Folgendes. Dicht hinter dem Graben lief die Mauer in einen Winkel aus. Hier befand sich eine kleine Pforte, welche aus dem Schlosse in den Garten führte. Unter einem der dicken Bäume gewahrte Goldacker eine reich gekleidete Dame, zu deren Füßen zwei Kinder im Grase spielten. Die Pforte stand offen, und neben ihr, an einem Haken, hing der Federhut eines Mannes, der soeben in das Innere der Burg gegangen sein mußte, denn auf der Bank bei der Dame lagen ein Paar dicke lederne Handschuhe und eine schwere Jagdpeitsche. Goldacker betrachtete die Dame aufmerksam. Das mußte sie sein, die verborgene Perle, die räthselhafte, von Niemand gekannte Geliebte, um deren willen Blut geflossen, Menschen verschwunden und die Gegend verödet ward. Sie schien allerdings bildschön zu sein. Schwarzes Haar von herrlicher Fülle, reich mit Perlen durchflochten, fiel über ihren Nacken, und die Arme zierten kostbare Ringe, in denen edle Steine blitzten.

Sie war in Betrachtung der Kinder versunken, und da sie das Haupt neigte, konnte Goldacker ihr Gesicht nicht erkennen. Plötzlich tönten Stimmen vom Burghofe her, es schallten Tritte. Schnell erhob die Dame den Kopf. Wie! — ist es möglich? täuscht den Lauscher die erregte Phantasie? die verborgene Dame,

des Herzogs heimliche Liebe, es ist — Eva von Trott, die in der Gruft der Barfüßer zu Gandersheim ruht. Die Kniee schlottern dem Hauptmann; hat er ein Gespenst vor sich? trägt ihn eine Ähnlichkeit? nein — nein! sie ist es, die schöne Eva. Er hat sie vor Jahren am Hofe gesehen — gesehen, so genau betrachtet, wie die Schönheit verdient betrachtet zu werden, diese herrlichen Züge haben sich seinem Gedächtniß zu fest eingepägt — kein Zweifel, sie ist zurückgekehrt aus dem Grabe und gebannt an diese unheimliche Burg, und obgleich der Hauptmann zu den Lutherischen übergetreten, machte er doch unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes. In diesem Augenblicke tritt ein Mann durch die Pforte in den Garten, schreitet auf die Dame zu, umfängt und führt sie, indem er seine Lippen auf ihre Hand drückt, zu der Pforte. — Goldacker staunt. Er erkennt den Herzog Heinrich.

Vor den Augen des Hauptmanns drehen sich Personen, Wald und Schloß. Der Herzog bei dem Gespenste der Eva! — seiner Sinne nicht mächtig stürzt Goldacker vor, er muß wissen woran er ist. Er ruft laut. Die Dame flüchtet mit einem Schrei, der Herzog ergreift die Kinder und eilt ihr nach durch die Pforte, welche geschlossen wird. Lautes Getümmel hallt im Schloßhofe, und von der schnellen Folge des Erscheinens und Verschwindens ganz betroffen, steht

der Hauptmann am Rande des Grabens. Eben so schnell aber kehrt ihm die Besinnung zurück. Die Nachrichten von getödteten oder verschwundenen Mitwissern des Geheimnisses fahren ihm durch den Sinn. Die Angst packt ihn, er hat dem Herzoge gegenübergestanden. Seinem Hunde pfeifend und seinen Degen ziehend, eilt er auf's Gerathewohl in's Dickicht von den Mauern des Schlosses hinweg. Nach wenigen Schritten wird der Raum frei von Bäumen, er hat sich wieder der Burg genähert, eilig wendet er sich, den tiefern Wald zu gewinnen — zu seinem Heile! denn kaum haben die schützenden Bäume ihn aufgenommen, da blitzt es hell auf von der Mauer, eine Dampfwolke steigt empor, ein Schuß kracht, bei dem Haupte des Flüchtenden vorüber pfeift eine Kugel und zerschmettert die Rinde eines Eichenstammes, deren Splitter durch die Luft wirbeln. — —

---

Dies geschah im Jahre 1541. Mochte nun Goldacker's Entdeckung den letzten Stoß gegeben haben, oder waren schon früher sichere Anzeichen vorhanden — genug, auf dem Reichstage zu Regensburg klagten die evangelischen Stände und die Familie von Trott den Herzog Heinrich vor Kaiser und Reich an: »Er kerkere

die todtgeglaubte Eva lebend auf Staufenburg ein.« Das war ein Unglücksjahr für den Herzog. Der Krieg brach an, er ward verklagt und Eva mußte flüchten, denn da man ihren Aufenthalt erspäht, war ihres Bleibens nicht länger. Kurze Zeit vor ihrer Flucht stürzte im Schlosse zu Wolfenbüttel das Dach ein, der Schornstein des Kamins in der Herzogin Maria Gemach kam auf unerklärliche Weise in Brand. Wenige Tage darauf starb die gekränkte Gattin Herzog Heinrich's. Jetzt konnte der Herzog seiner Liebe ungestört leben. Wo war Eva?

Sie irrte umher von der Staufen- zur Löwenburg. Auch dort blieb sie nicht sicher. Schon hatte der Krieg der schmalkaldischen Fürsten gegen Heinrich begonnen, ihre siegreichen Schaaren drangen in sein Land. In finsterner Nacht, beim Heulen des Windes floh Eva auf kleinem Wagen, die zitternden Kinder um sich, nach der Feste Schöningen.

Aber der Sturm des Krieges tobte zu mächtig. Schon nach vierzehn Tagen mußten sie Alle von der Feste hinwegziehen. Gleich wandernden Seiltänzern führten sie ihre Habe mit und flüchteten nach Halberstadt.

Hier schlug eine bittere Stunde. Eva mußte sich von ihren Kindern trennen, von ihnen, um deren Zukunft

willen sie die siebenjährige Einkerkung erduldet! Denn wie schwer sie auch gefehlt — der freudigen Stunden hatte sie nur wenige genossen und oft genug Reue über das Geschehene an den Tag gelegt; nur weil sie hoffte, den Kindern werde Heinrich ein Vater sein, blieb sie eine Gefangene der Staufenburg.

Die schmalkaldischen Fürsten suchten Alles hervor, um ihren Gegner in bösen Ruf zu bringen. Sobald sie als Sieger in Wolfenbüttel einzogen, wurden alle Theilhaber des Geheimnisses verhaftet und verhört; sie gestanden. Die Gruft bei den Barfüßern ward geöffnet, aber nur ein leerer Sarg gefunden; wohin das Bild gekommen, wußte kein Mund zu berichten.

Während des Krieges selbst gingen die Verhandlungen wegen des Fräuleins von Trott, von deren Leben man überzeugt war, deren Aufenthalt man aber vergeblich erspähte, zwischen Kaiser, Herzog und Familie hin und her. Kein Abschluß erfolgte.

Die Quellen für den Ausgang des seltsamen Handels fließen von da ab immer spärlicher. Eine Sage läßt Eva, vergessen von Heinrich, ein zweites Verhältniß mit Philipp von Hessen eingehen. Allerdings tauchte 1551 eine Eva von Trott in Cassel wieder auf, allein obgleich das wohl die ehemalige Bewohnerin der

Staufenburg gewesen sein muß, ihre Zuneigung zu Philipp ist nicht erwiesen.

Es lag aber eine Strafe in den Schicksalen, welche Heinrich und seine Geliebte ereilten. Sie hatten mit dem ernstesten, feierlichen Vorgange, der da erlöset, Frieden giebt und heilig ist — mit dem Tode, ein frevelhaftes Spiel getrieben. Der Unerbittliche rächte sich. Verschollen, vergessen, in der That eine lebende Leiche, wie sie diese einst vorgestellt, verbrachte Eva den Rest ihrer Tage in klösterlicher Abgeschlossenheit zu Hildesheim. Sie hatte noch vier Kinder auf der Burg geboren, alle versanken in die Nacht der Vergessenheit oder starben; blos ein Sohn, Heinrich, gelangte zu Ehren unter dem Namen von Kirchberg. Er kannte seine Mutter nicht. Herzog Heinrich gewann nach mancher Prüfung die Oberhand. Aber fast einsam stand er im Alter. Die meisten seiner rechtmäßigen Kinder starben, und in der blutigen Schlacht bei Sievershausen fraß der Tod die zwei herrlichen Söhne des Herzogs vor den Augen des jammernden Vaters. — Von der Staufenburg ist heute kein Stein mehr zu erblicken. — —

---



## **Eine Locke des Königs von Rom.**

**Aus: Die Gartenlaube, Heft 40, Verlag von Ernst  
Keil, Leipzig, 1867**

Um die Mitte des Augustmonats des Jahres 1815 waren die officiellen Festlichkeiten, die Soiréen und Bälle der vornehmen Gesellschaft Wiens sehr glänzend und heiter. Der Gefürchtete — der Störer des Friedens und der Behaglichkeit, der Riese von Ajaccio — Napoleon war endlich nach gewaltigem Kampfe unterlegen und über den Ocean hatte ihn das Schiff der Engländer getragen, von dessen Verdeck aus der gestürzte Welterschütterer wehmuthsvoll die Abschiedsworte gerufen hatte: »*Adieu, terre des braves! je te salue! Adieu France! Adieu!*«

Aengstlich lauschte man auf Nachrichten. Die Kunde von der glücklichen Landung des Northumberland auf St. Helena machte die Aengstlichen noch freier von dem Alp, der auf ihrer Brust gelegen hatte, denn schon fürchtete man, daß unterwegs ein Befreiungsversuch gewagt werde, aber

St. Helena schien ein unzugänglicher Kerker — dorthin drang kein kühner Enthusiast, an jenen Basaltfelsen mußten die verwegenen Pläne zur Rettung des Kaisers scheitern.

Dessenungeachtet blieb der gefesselte Napoleon noch immer ein Gegenstand der Furcht, und die Engländer, welche die größte Sorglosigkeit zur Schau trugen, fürchteten ihn am meisten. Jede Vorsichtsmaßregel ward ergriffen. Absperrung des einzigen Landungspunktes, Posten auf jedem Vorsprunge, Kreuzerschiffe und hundert Signalstangen, scharfe Visitation der landenden Schiffe — Alles um einen gefangenen Mann. Außerdem wachte man mit ängstlicher Sorgfalt über die etwaigen Verbindungen, welche Napoleon mit seinen Freunden unterhalten konnte; man ließ auf Sir George Cockburn den Sir Hudson Lowe als Wächter folgen, und zur vollständigen Sicherheit setzte die Convention vom 2. Aug. 1815 noch fest, daß Commissarien der verbündeten Mächte ernannt werden sollten, von denen je einer auf der Insel seinen Wohnsitz zu nehmen habe, um sich zu überzeugen: »daß Napoleon auch wirklich noch vorhanden und nicht etwa von Helena entwichen sei«. Diese Commissarien hatten besonders den gefürchteten Verkehr des Kaisers mit der Heimath zu überwachen, sie sollten Sir Hudson

Lowe unterstützen. So glaubte man vollständig sicher zu sein und einen unerschütterlichen Frieden zu genießen, welchen der sorgfältig Bewachte allerdings oft gestört hatte. Oesterreichischer Seits war zu dem Amte eines Commissärs der Baron von Stürmer ausersehen worden, dessen Vater ehemals Internuntius bei der Pforte, dann Regierungscommissär im österreichischen Hauptquartier während des Krieges gewesen war. Herr von Stürmer bereitete sich zu seiner Abreise nach Helena vor.

An einem schönen Herbsttage erschien in den Gängen des Schönbrunner Hofgartens ein Mann von kräftigem, wenn auch feinem Körperbaue. Das offene Gesicht zeugte von dem außerordentlichen Geiste, der unter der gewölbten Stirn wohnen mußte. Das Haar legte sich in kurzen Locken um den Kopf, die Augen blickten heiter, fast lächelnd umher, als wollten sie sagen: »Wir haben schon so ungeheuer viel Großartiges gesehen und erforscht, daß wir alle Ursache haben, heiter in die Welt zu schauen.« Dieser Mann war *Alexander von Humboldt*. Der große Gelehrte hatte damals schon seine Reise nach Amerika gemacht, sein Name war bereits ein gefeierter.

Humboldt ging durch die von herrlichen Bäumen und Pflanzen eingefassten Wege. Er schien Jemanden zu suchen, denn er warf seine Blicke durch die

Gebüsch des Gartens, bis er einen Gehülfen ausfindig machte. »Mein Freund,« rief er, »wo finde ich den Herrn Welle?« Der Arbeiter lüftete seine Mütze und geleitete Humboldt durch den Park in den botanischen Garten. Hier stand zwischen Beeten, die durch Glasfenster geschützt waren, zwischen kleinen Bäumchen und zartem Gesträuch ein junger Mann, der von dem Eintretenden gar keine Notiz nahm, bis dieser ihm freundlich guten Tag wünschte.

»Herr von Humboldt!« rief der Angeredete in freudigem Schrecken aus. »Es ist eine wahre Freude für mich, Sie hier zu sehen. Ich fürchtete schon, Sie würden von Wien abreisen, ohne mir noch ein Mal das Glück bereitet zu haben, Sie sehen zu dürfen.«

Der junge Mann ergriff ehrfurchtsvoll die Hand des Gelehrten.

»Mein lieber Welle,« entgegnete Humboldt bescheiden, »Sie erfreuen und beschämen mich zugleich. Ein so trefflicher, kenntnißreicher Mann, wie Sie es sind, darf nicht übergangen werden. Sie bleiben mir stets eine angenehme Erinnerung. Aber ich komme nicht blos, um Ihnen Lebewohl zu sagen, ich bringe Ihnen ein Geschenk.«

Welle stutzte.

»Rathen Sie nur — es wird vergebliche Mühe sein.

Also hören Sie — lassen Sie Ihre Araucarien da unten einen Augenblick unter des Himmels Obhut und passen Sie hier auf. Nach der zwischen den verbündeten Mächten abgeschlossenen Convention hat man dem Baron von Stürmer die Mittheilung gemacht, daß der Kaiser ihn als Commissarius nach St. Helena zu dem gefangenen Napoleon senden werde. Die meisten der bei der Regierung beschäftigten interessirt nur die politische Seite der Mission — mich die wissenschaftliche. Die Insel St. Helena bringt Pflanzen hervor, deren Reichthum und Spielarten noch lange nicht genügend festgestellt und erforscht sind. Ich habe die Gelegenheit wahrgenommen und dem Kaiser den Rath ertheilt, mit dem Herrn von Stürmer einen Mann zu senden, der uns die Flora der Insel genügend zugänglich und bekannt mache — der Kaiser, selbst ein Freund der Botanik, hat keinen Augenblick gezaudert und nach kurzem Berathen ist die Wahl, nach meinem Vorschlage, auf Sie gefallen. Rüsten Sie sich demnach zur Abreise nach Helena.«

Welle stand mit weitgeöffneten Augen vor dem Gelehrten. Die Freude hatte ihn sprachlos gemacht — eine wissenschaftliche Reise — die Gelegenheit, forschen zu dürfen innerhalb eines Terrains, auf welchem noch Wenige Erfahrungen sammeln konnten — die Aussicht, das ferne Eiland anschauen zu

können, welches gerade jetzt eine historische Berühmtheit erlangt hatte — das waren köstliche Perspective. Nachdem er eine Zeit lang sich besonnen, ob er nicht träume, machte sich seine Freude in den überschwänglichsten Dankesworten gegen Humboldt Luft.

»Gemach! gemach!« sagte lächelnd der Gelehrte. »Ihre Tüchtigkeit hat Ihnen zunächst den Weg gebahnt. Wofür hätte man sich der Wissenschaft hingeeben, wenn man ihre Jünger nicht so viel als möglich unterstützte und förderte? Aber, *mon cher*, Sie haben nicht allein Ihren Fähigkeiten diese Wahl zu danken, sondern auch Ihrem ruhigen, nur der Wissenschaft sich hingebenden Lebenswandel, der Sie vollständig unfähig macht, der geringsten politischen Intrigue sich zu nähern.«

»Ich verstehe Sie nicht recht,« entgegnete Welle, den Gelehrten fragend anblickend.

»Die Erklärung ist einfach. Sie wissen, mit welcher Strenge man auf St. Helena den gefangenen Kaiser und seine Umgebung hütet — bewacht. Jeder noch so unbedeutende Brief muß gelesen werden, bevor der Kaiser ihn erhält, kein Paket würde uneröffnet das Thor von Longwood passiren. Die Begleitung des Barons von Stürmer besteht aus lauter kieselharten

Diplomaten und was dazu gehört — dem Gelehrten, dem weichen, für die Schönheit der Natur empfänglichen Gemüthe ist weniger zu trauen, man mußte einen Mann wählen, der so ganz wie Sie von seiner Sache eingenommen ist und seine Hand zu keinem noch so unbedeutenden Dienste für den berühmten Gefangenen leihen würde, denn die Partei Napoleon's benutzt emsig Jeden, dessen sie habhaft werden kann. Es ist rührend — in der That — wie sie darauf bedacht sind, dem gefangenen Giganten Freude zu bereiten, ihn, wenn auch nur einige Minuten lang, das herbe Loos vergessen zu machen. Andererseits ist es ebenso betrübend, wahrzunehmen, daß die Wächter des Kaisers stets Intriguen hinter solchen Harmlosigkeiten wittern.«

»Ich bin in dieser Hinsicht der beste Mann,« rief Welle, »ich verstehe mich auf nichts dergleichen. Wie sollte ich auch dazu kommen? Sie können mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß die ganze ungeheuerliche Zeit an mir vorüberging wie ein Traumbild. Aus diesem Halbschlummer weckte mich der Kanonendonner, der mich von meinen Herbarien fortscheuchte — freilich — wer sollte den gefallenen Kaiser nicht bewundern? Der Einwirkung, die eine solche Größe auf alle Menschen ausübt, entzieht sich Niemand, er stehe wie und wo er wolle. Habe ich mir

doch erzählen lassen, daß König Friedrich Wilhelm von Preußen die Büste seines Erzfeindes auf seinem Schreibtische stehen hat. Trotz der Feindschaft erkennt der König die Größe seines Gegners gerechtermaßen an.«

»Also — keine Intriguen,« lachte Humboldt, »Sie scheinen mir in der That ein wenig Napoleonist. Kommen Sie zu Herrn Boos. Wir setzen ihn in Kenntniß.«

Herr Boos war der Oberinspector und Director der Schönbrunner Gärten, unter ihm arbeitete Welle als erster Gehülfe. Boos war sehr erfreut über das Glück seines Zöglings und machte einen seltsamen, fast triumphirenden Blick, als er die Kunde vernahm. —

Einige Wochen später sehen wir Welle zur Abreise mit dem Baron Stürmer gerüstet in das Zimmer seines Vorgesetzten treten. Nachdem die letzten Abschiedsworte gefallen sind, hält Boos den jungen Mann zurück.

»Mein Freund,« sagte er leise, »Sie gehen nach St. Helena. Sie wissen, daß ich Ihrer neuen Stellung förderlich war, daß ich mich keinen Augenblick dem Vorschreiten widersetzte. Ich fordere dafür einen kleinen Gegendienst.«

»Sprechen Sie, welchen? Ich schätze mich



glücklich,« rief Welle, »was soll ich thun?«

Obwohl in seinem eigenen Zimmer stehend, sah Boos sich dennoch vorsichtig um, dann zog er schnell aus seiner Rocktaschen ein kleines Paket.

»Wenn Sie nach St. Helena kommen,« flüsterte er, »so suchen Sie Herrn Marchand, den Kammerdiener des gefangenen Kaisers Napoleon, auf und überreichen Sie ihm heimlich dieses Päckchen. Es kommt von seiner Mutter, meiner Freundin, die hier bei Marie Louise und dem Sohne des Verbannten, dem Könige von Rom, sich befindet. Marchand soll es dem Kaiser zustellen.«

Welle stand wie vom Donner gerührt. Humboldt's Worte fielen ihm ein. Er, der Mann, dem man nicht die geringste Intrigue zutraute, der für ein Muster des strengen Gelehrten und Forschers galt, der gerade deshalb erwählt worden war — er stand jetzt vielleicht an der Schwelle eines gefährlichen Unternehmens. O — die Intriguanen hatten ganz geschickt gewählt — Welle war so harmlos, so stockgelehrt, daß ihn kein Verdacht treffen konnte — aber wenn die furchtbaren Späher auf St. Helena doch hinter das Geheimniß kamen? — dann Lebewohl, botanische Forschung — Auszeichnung — vielleicht auch du, süße Freiheit! Herr Boos aber hatte Ansprüche auf die Dankbarkeit

Welle's — es war schwer, *ihm* die Annahme des Päckchens zu verweigern. Welle stammelte einige Worte von »Hindernissen«, »Gefahr«, »entdeckt werden«. Boos lachte.

»Sie denken wohl, es sind Fluchtpläne in dem Paket? Nichts davon. Was es ist, brauchen Sie gar nicht zu wissen. Sie können, wenn es herauskommen sollte, beschwören nichts gewußt zu haben — ich gebe Ihnen aber mein Ehrenwort, daß es das harmloseste Päckchen auf dem Erdballe ist. Ich werde Ihnen doch nichts Gefährliches aufbürden. Uebrigens wer soll denn die Abgabe merken? Sie verbergen das kleine Ding in der Seitentasche mit Leichtigkeit, und unter dem Gefolge des kaiserlichen Commissärs wird Niemand einen Mann vermuthen, welcher dem Gefangenen gefährliche Papiere zusteckt. Reisen Sie mit Gott!«

Welle schob das Paket mechanisch in die Tasche. Zehn Tage später befand er sich mit Baron Stürmer und dessen Gefolge auf hoher See. »Land!« wird signalisirt. Aus den Wogen steigt ein schwarzer, ungeheurer Klumpen. Je näher das Schiff kommt, desto schärfer tritt er heran. Basaltfelsen von tiefschwarzer Farbe, die in tausend Splitter geborsten scheinen, tiefe Einschnitte gleich großen Narben — so steht die Insel St. Helena vor den Reisenden. Am Bord

des Schiffes ist Alles lebendig. Da liegt das Gefängniß des Kaisers, von Wellen umbrandet; noch ziehen leichte Morgennebel über die Kanten der zackigen Felswände. Die Sonne steigt empor und beleuchtet das Gestein. Jetzt bemerkt man eine Anzahl kleiner, weißer Punkte auf dem Rücken, es sind Schanzen, Wachthäuschen, Bastionen. In allen Wachen und Lärmkanonen, an vielen Punkten Signalstangen — Alles aus Vorsicht und um des gefangenen Kaisers willen. Kaum wird das Schiff bemerkt, als auch schon von den Hafengebatterien her ein Schuß donnert. Es ist keine Begrüßung, es ist eine Warnung. Weiter darf sich die Fregatte der Insel nicht nähern, bevor nicht die Beamten Sir Hudson Lowe's an Bord gewesen sind. Das Schiff legt bei. Einige Minuten darauf wird es lebhaft im Hafen. Boote fahren durcheinander. Eins — zwei — drei derselben schießen zwischen den Dämmen hervor, sie tragen Bewaffnete und richten ihren Lauf nach der Fregatte. Der Baron von Stürmer versammelt das Personal seiner Gesandtschaft.

»Meine Herren,« sagte er, »es scheint mir zwar überflüssig, an Sie diese Aufforderung und Warnung zu richten, weil ich überzeugt bin, daß Niemand von Ihnen Verdächtiges bei sich führt, allein Sie haben genug von der Strenge der englischen Behörden vernommen, um meine Warnung zu mißdeuten. Jeden

von Ihnen, der das geringste auf Frankreich oder den gefangenen Napoleon Bezügliche bei sich führt — sei es eine Karte, ein Bild oder dergleichen — fordere ich in seinem eigenen Interesse auf, solche Waare über Bord zu werfen oder mir auszuliefern. Die Folgen einer an sich ganz harmlosen Entdeckung möchten schwerer sein, als Sie vielleicht glauben.«

Natürlich meldete sich Niemand. Welle, der mit unter dem Personal gestanden, fühlte sein Blut schneller kreisen. Er kämpfte einige Augenblicke mit sich, ob er das ihm anvertraute Paket dem Baron überliefern sollte; als er die Hand auf seine hochklopfende Brust preßte, fühlte er ein leises Knistern — es war das Couvert, welches den ihm unbekanntem Schatz verschloß. Die Beamten erschienen bald an Bord. Daß sie nichts fanden, was Verdacht erwecken konnte, versteht sich von selbst; nur glaubte der schüchterne Welle sich immer ganz besonders beobachtet, und erst als er seinen Fuß auf den Felsboden der Insel setzte, athmete er freier.

Das Wächteramt des Sir Hudson Lowe war thatsächlich ein schreckliches. Nicht nur die schwere Verantwortung, welche auf ihm lastete, machte dem Gouverneur eine fortwährende Pein, er mußte auch den Haß der halben Welt auf seine Schultern nehmen, denn die Einsperrung Napoleon's auf Helena hatte in

ganz entgegengesetzter Weise gewirkt, als seine Feinde ursprünglich beabsichtigten. Der gefangene Kaiser war zum Märtyrer geworden, sein Unglück und die gewaltige Tragödie seines Geschickes ließen Alles vergessen, was er dem Einzelnen zugefügt haben mochte; schon blieb nur der große Mann zurück, dem die Gefangenschaft auf dem einsamen Felsen einen besonderen Nimbus verlieh, welcher ihn ja auch während seines ganzen Lebens umgeben hatte. Da Sir Hudson Lowe der einzige greifbare Gegenstand, als Kerkermeister die unangenehmste Persönlichkeit war, so häufte man auf ihn eine Unzahl von gerechtfertigten und ungerechtfertigten Vorwürfen. Sir Hudson Lowe hatte nicht allein mit der großen Welt, nicht nur mit der Gereiztheit des auf St. Helena gefangenen Kaisers und dessen Begleitung zu kämpfen, er litt auch schwer durch die ihn nie verlassende Unruhe, durch eine Art fixer Idee: daß Napoleon entkommen sei oder entkommen werde. Oft genug sprang Lowe mitten in der Nacht auf von seinem Lager. Er hatte wieder einen Traum gehabt, der ihm vorspiegelte, ein soeben angelangtes Schiff habe den Kaiser befreit, oder ein Luftballon sei niedergelassen worden. Er eilte dann nach Longwood, um sich zu überzeugen, daß der Gefangene noch in Gewahrsam sei, und solche Träume sind die Ursachen der Entstehung der vielen kleinen

Schanzen gewesen, welche den Rücken von St. Helena zieren. Plötzlich, unerwartet erschien dann Lowe in Longwood im Salon des Kaisers nach flüchtiger Anmeldung; er wußte alle kleinen Vorgänge, achtete auf jede besondere Bewegung und die Pakete, die Briefe unterlagen seiner strengsten Recherche.

Der gefangene Kaiser und seine treuen Genossen wurden durch solche freilich oft bis zur Lächerlichkeit getriebene Pflichttreue in den größten Zorn versetzt. Beschwerden, Scenen aller Art, sogar Herausforderungen des Gouverneurs waren an der Tagesordnung und Longwood schien ein kleines Reich für sich, welches der gefesselte Titane vertheidigte. Allerdings sah die Reizbarkeit der Franzosen Vieles schwärzer, als es wirklich sein mochte, aber die empörende Tactlosigkeit Sir Hudson Lowe's war schlimmer, als sein Charakter. Besonders verletzte den Kaiser die vollständige Unterbrechung jeder Verbindung zwischen ihm und seinem Sohne. Höchst selten gelangte ein Briefchen, ein Zeichen kindlicher Aufmerksamkeit des »Königs von Rom« nach Helena, und dann selbst wurde es den Händen des Kaisers erst nach genauer Prüfung durch Sir Hudson Lowe übergeben, was Napoleon stets als Entweihung betrachtete. Er liebte den fernen Sohn zärtlich. Noch von Elba her besaß er eine Büste desselben, welche der

Graf Bausset in Wien hatte anfertigen lassen. Diese Büste stand über dem Bette des Kaisers im Hause auf St. Helena, und Napoleon betrachtete oft das Sculpturwerk halbe Stunden lang schweigend.kehrte er von einem Spaziergange zurück, dann pflegte er einige Blumen, welche er mitgebracht hatte, an den Sockel der Büste zu lehnen.

Durch die Convention der Mächte schien das Wächteramt Lowe's erleichtert werden zu sollen, allein es zeigte sich bald, daß die Commissarien ihm eher Verlegenheiten bereiteten. Eines Tages saß man im Salon des Hauses zu Longwood recht vergnügt bei Tische, der gefangene Kaiser hatte den Vormittag über dictirt. Er breitete seine großen Karten, nach denen er die Geschichte seiner Feldzüge arbeitete, auf einem mächtigen Tische aus und folgte mittels eines Stäbchens dem Laufe der Armeen, im Geiste sich noch einmal zurückversetzend in jene Zeiten des Ruhmes und Glanzes, wo die Massen der tapfersten Soldaten einem Worte des Gewaltigen gehorchten. An solchen Tagen war der Kaiser meist heiterer Laune, wenn er einen großen Moment seines Lebens niedergeschrieben hatte. In der ersten Zeit arbeitete er oft Nachts. Er trug dann einen seidenen Schlafrock und leinene Pantalons mit einer Zeichnung bedruckt, die man »*Oeil de perdrix*« nannte. Er arbeitete an

einem Bureau aus Rosenholz in seinem Fauteuil sitzend. Später dictirte er. Montholon, Gourgaud, Marchand, der Kammerdiener, der junge Las Casas mußten schreiben. Nach der Arbeit ging man zu Tische. Der Kaiser trug Civilkleidung, statt des historischen dreieckigen Hütchens bedeckte er sein Haupt mit einem runden Hute. Gewöhnlich trug er die militärischen Beinkleider, die Weste und Stiefeln, auch den Orden der Ehrenlegion. Bei besonderen Gelegenheiten erschien er in der bekannten Uniform der Chasseurs de la Garde mit dem berühmten Hute. Also — der Kaiser war sehr heiter gestimmt. Bei seiner Ankunft auf Helena hatte er einige Zeit im Hause der Familie Balcombe zugebracht, welche ihm mit größter Liebenswürdigkeit entgegenkam, Alles zu seiner Disposition stellte und dem Kaiser den Eintritt in sein Gefängniß weniger schrecklich machte. Insbesondere waren es die beiden liebenswürdigen Töchter Eliza und Betty Balcombe, deren reizende Unterhaltung der Kaiser gern genoß. Bis zur Vollendung seiner Wohnung in Longwood blieb Napoleon im Hause der Balcombes. Hier nun hatte Miß Betty ihm eines Abends eine höchst seltsame, aber ihrem Herzen Ehre machende Bitte vorgetragen. Auf der Insel befand sich ein alter Slave, ein Malaie Namens Tobias, den ein englischer Capitain verkauft



hatte. Miß Betty interessirte sich für den Alten lebhaft und wünschte, ihn seinen Kindern wiedergegeben zu sehen. Dazu war aber der Loskauf nöthig, und da Miß Betty den gefangenen Kaiser noch immer für mächtig hielt, so trug sie ihm eines Abends den Wunsch vor, Napoleon möge den alten Tobias loskaufen und in seine Heimath senden. Der Kaiser machte gern den Lenker eines Schicksals, auch in den Tagen des Glanzes war er großmüthig und freigebig. Er versprach, sein Möglichstes zu thun, allein die Uebersiedelung nach Longwood zerschlug die Unterhandlungen, welche O'Meara, der englische Arzt auf Longwood, leitete. Einige Monate später wurden sie wieder aufgenommen und der Kaiser erfuhr gerade an jenem Tage zur Mittagszeit, daß der alte Tobias gegen Erlegung der Kaufsumme freigelassen werden solle. Napoleon bezeigte darüber eine lebhaftere Freude. In der Gefangenschaft noch Gnaden ertheilen zu können, schien ihm doppelt großartig. Man scherzte über den Gegenstand und war soeben heiter conversirend beim Dessert angelangt, als der wachthabende Officier dem Kaiser meldete, daß Sir Hudson Lowe ihn zu sprechen wünsche. Mit Einem Schlage war Napoleon's gute Laune gestört, indessen konnte man den unangenehmen Gast nicht zurückweisen.

»Er mag eintreten,« sagte der Kaiser, sich vom Tische erhebend und in den kleinen Salon gehend. Sir Hudson Lowe trat bald darauf in's Zimmer. »Sie wünschen, mein Herr?« fragte der Kaiser kurz und heftig auf- und niedergehend.

»General,« begann Lowe, der dem Gefangenen niemals den Titel Kaiser gab, »General, ich komme, um Ihnen zu sagen, daß der Malaie Tobias nicht freigelassen werden kann.«

»He? ich werde zahlen!« fuhr der Kaiser auf.

»Und wenn dies auch geschähe, ich darf die Freilassung nicht dulden.«

»Warum nicht?«

»Es ist nicht die Freilassung, welche der Miß Balcombe zu Gefallen geschehen soll, die Sache hat einen tieferen Grund.« Der Kaiser sah den Gouverneur fragend an. Er machte nur eine ungeduldige Bewegung, worauf Lowe fortfuhr: »Es ist wohl nicht die Freiheit des alten Malaien, welche Ihnen, General, am Herzen liegt, ich habe Grund, zu vermuthen, daß Sie darauf ausgehen, die Herzen sämtlicher Neger der Insel für sich zu gewinnen.«

Der Kaiser blieb betroffen stehen, dann ließ er ein bitteres Gelächter hören, endlich sagte er, sich zum Fenster wendend: »Ich glaube, mein Herr, Sie sind

verrückt.«

»Halten Sie mich dafür, General, aber ich fürchte, Sie wollen es machen, wie einst mit Domingo.«

»Sie werden schweigen, mein Herr,« fuhr der Kaiser wüthend auf. Man hatte einst in Journalen und Libells heftig gegen die von ihm beabsichtigte Expedition nach St. Domingo geeifert. »Sie werden schweigen,« rief er noch einmal. »Ueberhaupt, was wollen Sie hier? Sie hätten sich nicht zu bemühen brauchen.«

»Ich wollte Ihnen die abschlägliche Antwort selbst bringen.«

»Um sich an meinem Aerger zu weiden, he?«

»Sie verkennen mich.«

»Ganz und gar nicht. Ich will überhaupt nichts von Ihnen, als daß Sie mich in Ruhe lassen.«

»Meine Instructionen sind sehr streng, General. Lord Cockburn, mein Vorgänger, hatte es leichter.«

»Zum Henker, mein Herr, welches sind Ihre Instructionen? Haben Sie doch den Muth, offen damit herauszutreten! Soll ich erdolcht oder vergiftet werden?«

»General, ich muß meinerseits jetzt bitten —«

»Schweigen Sie. Ich weiß nicht, ob Sie Gift anwenden wollen, aber Eisen scheint mir uns bald zu

bedrohen. Sie haben erst neulich meine Officiere durch Bajonnete bedroht, als Ihnen die Oeffnung der Hausthür verweigert ward.«

»Wieder meine Instruction. Ich gestatte Ihnen Partieen in das Innere der Insel.«

»Das klingt wie Hohn. Ich werde stets durch einen Officier escortirt. Ich habe nichts gegen den rothen Rock, denn sobald ein Soldat im Feuer gestanden hat, ist er mir ehrwürdig und die Uniform von Freund oder Feind gilt mir gleich, allein ich erkenne in der Begleitung Ihre Absicht, mich als Gefangenen zu behandeln, und deshalb gehe ich gar nicht mehr aus.«

»Ich habe die Verpflichtung übernommen, für Ihre Sicherheit zu sorgen. Europa sieht auf mich.«

»Sie sind absurd, mein Herr. Sie chicaniren aus übler Laune. Vielleicht sind gerade in England die Wenigsten Ihrer Ansicht. Wäre ich nach Rußland gezogen, ich würde von Alexander freundlich aufgenommen worden sein; der König von Preußen ist ein Ehrenmann, er hätte die Rechte geehrt, welche auch der gefangene Feind beanspruchen darf — aber hier — Sie, mein Herr — o, Sie werden noch erleben, wohin das führt, und Ihre Kinder werden erröthen über den Namen, den sie tragen.«

»Ich muß bitten, General, mich anzuhören —«

»Nein, ich höre Sie nicht weiter an. Sie haben mir wieder einen Tag verdorben, verlassen Sie mein Gebiet!«

Damit wendete der Kaiser dem unglücklichen Gouverneur den Rücken. Lowe trat ab und sagte dem im Vorzimmer befindlichen General Gourgaud: »Der General hat sich eingebildete Länder geschaffen: imaginäres Frankreich, Spanien, Polen. Es scheint so, als wenn er sich auch ein imaginäres Helena gründen wollte.«

Die Hausgenossen fanden den Kaiser in großer Erregung. »Nicht einmal den armen Leibeigenen kann ich befreien, für mein gutes Geld kann ich den Alten nicht loskaufen,« rief er gegen die Möbel schlagend. »Ich muß wahrhaftig an die Mächte oder die Commissarien appelliren.«

»Es ist vielleicht der beste Weg,« sagte der General Bertrand. »Vorgestern ist ein Schiff gelandet, welches den österreichischen Commissar Baron von Stürmer mit seinem Gefolge an Bord hatte.«

»Stürmer?« fragte der Kaiser ruhiger werdend. »Der Name ist mir wohl bekannt. Ein Stürmer war Chargé d’Affaires im kaiserlichen Hauptquartier — vielleicht ist mit dem Manne zu reden.«

Obwohl sein Zorn sich gelegt hatte, war der Kaiser

doch finster und in sich gekehrt. Die Verweigerung des Loskaufes eines armen Teufels hatte ihn im höchsten Grade verstimmt. Er ging auf sein Zimmer zurück und ließ während des Nachmittags nichts von sich hören. Aehnliche Auftritte störten den Frieden in Longwood oft genug, — aber heute war der Kaiser besonders unglücklich. Er hatte nichts für sich erbeten, nichts zu *seiner* Bequemlichkeit verlangt und man störte ihm jetzt die Freude, wohlthätig sein zu dürfen. Finster, das Antlitz in ernste Falten gelegt, einem gefesselten Adler gleichend, erschien er Abends an der kleinen Haustafel. Schweigend nahm man das Mahl ein. Niemand wagte die Stille zu unterbrechen und abgerissene Bemerkungen wurden schnell hingeworfen.

Die Nacht begann sich auf Longwood zu senken, schon wollte der Kaiser in sein Schlafgemach gehen, als Marchand schnell und hastig in's Zimmer trat. Er machte die Thür hinter sich zu und vorsichtig umschauend reichte er dem Kaiser ein weißes Couvert.

Napoleon's Augen blickten den Diener an. »Was soll das?« fragte er.

»Aus Wien!« entgegnete Marchand.

Ein Blitz der Freude — ein Lächeln der Ahnung, des Vorgefühls großer Freude zuckte über das ernste

Gesicht des Kaisers; ein leichtes Zittern seiner Hände ließ sich bemerken, als er das Couvert erbrach; dann ließ er sich, in einen Sessel gleitend, nieder und untersuchte den Inhalt. Er brachte einen kleinen Brief hervor, außerdem ein zusammengefaltetes Papier, — Beides öffnete er, und man sah, wie die Augen des Gewaltigen, jene Augen, welche durch einen Wink das Geschick ganzer Länder entschieden, sich leicht mit Thränen füllten. »Montholon,« sagte der Kaiser nach einer Pause, »welchen Tag haben wir heute? Ich weiß es wohl, ich war schon deshalb von früh Morgens an so guter Laune.«

»Ich auch, Sire, und wir Alle,« entgegnete Montholon. »Es ist der siebente September.«

»Richtig,« sagte der Kaiser. »Der Jahrestag der Schlacht an der Moskwa. Gestern vor vier Jahren war ein Tag der Freude. Meine Garden umstanden das Bild meines Sohnes, welches im Feldlager vor meinem Zelte ausgestellt war, die alten braven Leute weinten vor Freuden — heute sind wir *hier* — hier die Gefangenen.« Der Kaiser biß heftig die Lippe. »Aber das ist ein seltsam glücklicher Tag, eine Genugthuung, die mir das Schicksal sendet für die Kränkung, welche Sir Hudson Lowe mir zufügte — denn heute am Jahrestage der Schlacht an der Moskwa wird mir Dieses gesendet.« Er hob die Papiere in die Höhe.

»Am sechsten September eintausend achthundert und zwölf konnte ich im Lager bei Borodino das Bildniß meines geliebten Sohnes küssen, heute sendet man mir durch die Hand eines wackeren Mannes einen Brief und diese Haarlocke meines Kindes — eine Locke des Königs von Rom.«

Ein Ausruf der Freude tönte durch den Salon, — die treuen Genossen des Kaisers umringten den Gefeierten. Napoleon entfaltete das Briefchen, er drückte die Schrift an seine Lippen, sie ging von Hand zu Hand, dann zeigte er behutsam das zweite Papier, eine kleine goldig schimmernde Locke lag darin, ein blaues Seidenbändchen hielt sie zusammen. Die Freude aller Anwesenden war eine stille, ernste geworden, die Wehmuth hielt den lauten Ausdruck zurück und mit thränenden Blicken schaute Alles auf das kleine Büschelchen Haare, dem Haupte entnommen, dessen Locken nach dem Willen des gefesselten Riesen auf Helena einst die Krone des mächtigsten Reiches dieser Erde zieren sollte.

»Es ist mir mehr werth als ein Fürstenthum,« sagte der Kaiser, die Locke sorgfältig in die Papierhülle legend, »der Brief soll heute Nacht unter meinem Kopfkissen ruhen. Seht Ihr — man hat ihm die Hand geführt, meinem Sohne. Marchand — wer ist der Treffliche, dem ich diesen glücklichen Abend



verdanke?«

»Es ist ein junger Gelehrter, der mit dem Personale des Barons Stürmer vorgestern hier anlangte,« sagte Marchand. »Meine Mutter hat ihm das Paket zustellen lassen, aber wenn Sir Hudson Lowe es erfährt — —«

»Genug! es wird verschwiegen bleiben. O, ich habe noch Freunde überall — ich sehe es. Das ist eine Zartheit — ein Gefühl für mich; wenn ich noch Länder verschenken könnte — wenn ich einst wieder Länder verschenken kann,« setzte er mit funkelnden Augen hinzu, »sollen Deine Mutter und der junge Gelehrte damit belohnt werden. Kann ich ihm persönlich danken?«

»Er fürchtet die Entdeckung. Es genügt ihm, wenn er von Ihnen, Sire, einen erkenntlichen Blick — einen Gruß erhaschen kann. Vorsicht ist nöthig, lassen Sie uns morgen um die zehnte Stunde etwa im kleinen Garten promeniren.«

»Gut also, Adieu — schlaft Alle wohl!« rief der Kaiser. »Auf morgen denn.«

Er ging mit seinen Schätzen in das Schlafcabinet und lange noch sah man das Fenster erleuchtet; der Kaiser betrachtete das Schreiben seines Sohnes. —

Welle fühlte sich um einige Centner leichter, als er das Paket in Marchand's Hände geliefert hatte. Er

wartete in gewisser Unruhe einige Tage, ob nicht etwa ein Sturm gegen ihn heranziehen werde — Alles blieb still. Unterdessen machte er fleißig Ausflüge in die Gegend, seine botanische Sammlung begann sich zu vermehren. Oft hatte er das Dach von Longwood mit furchtsamer Neugierde betrachtet, welches zwischen den spärlichen Gummibäumen hervorragte. Von einer dieser Wanderungen zurückgekommen fand er den Befehl vor, sich augenblicklich bei Herrn von Stürmer einzufinden, der in Jamestown wohnte. Welle's Herz pochte gewaltig. Er ahnte eine Scene, er sah sich in Ketten und Banden, — aber er ging mechanisch in des Barons Haus. Bei seinem Eintritte in Stürmer's Zimmer fand er diesen vor dem Arbeitstische sitzen. Ohne den Gelehrten zu begrüßen, erhob sich der Baron und reichte Welle, ohne zu sprechen, ein Schreiben. Es war in englischer Sprache abgefaßt und enthielt Folgendes:

»Mein Herr Baron!

Am Montag Abend um eilf und ein halb Uhr hat der Kammerdiener des gefangenen Generals Napoleon demselben ein Paket überreicht, welches einen Brief und noch einen mir unbekanntem Gegenstand enthielt. Der Brief, von Wien gekommen, ist ein Schreiben des Sohnes des Generals Napoleon, meines Gefangenen.

Das Paket ist durch einen Mann vom Personal Ew. Hochwohlgeboren überreicht worden, und da ich den unter Ihrem Befehl stehenden Leuten gegenüber nicht eigenmächtig verfahren kann, so habe ich mit dem gestern nach London abgegangenen Paketschiffe mir von meiner Regierung Instructionen erbeten, wie ich mich im gegenwärtigen Falle zu verhalten habe, bemerke jedoch, daß ich Befehl ertheilt, Ihr Personal streng zu überwachen, und daß die Posten Ordre haben, jede unberufene Annäherung an das Wohnhaus zu Longwood mit dem Gewehr zurückzuweisen. Indem ich Ihnen, mein Herr Baron, die Verantwortung für den Vorfall vom Montag Abend zuschieben muß, zeichne ich mit Hochachtung

Hudson Lowe.«

Der unglückliche Welle stand wie angewurzelt, seine Augen starrten auf den Brief, seine Lippen bebten, — er vermochte nur mit leisem Stöhnen zu antworten, als Stürmer ihm, heftig aufbrausend, die Frage entgegendonnerte: »Unglücksmensch, was haben Sie gethan?« Nach einigem Besinnen faßte er sich jedoch. Der Muth, welcher in der Brust eines jeden Forschers und Gelehrten wohnt, der ihn in die unwirthbarsten Steppen, in die Mitte von Cannibalen hinein treibt, erwachte auch in unserem Botaniker und

verlieh ihm die Kraft, sich so wirksam, in so ergreifender Weise seine Handlung zu vertheidigen, daß der Commissar ihn gerührt entließ und seinen Schutz versprach. Welle ging in seine Wohnung zurück. Er fühlte sich nicht nur erleichtert, sondern erhoben, und da er seine politische Mission vollendet hatte, hegte er nur noch einen Gedanken, einen Wunsch: den Kaiser zu sehen, für den er immerhin viel gewagt hatte.

Dieser Wunsch sollte ihm am Freitag erfüllt werden, nur schien die Erfüllung einigermaßen erschwert, denn Sir Hudson Lowe ließ die Beamten Stürmer's sehr streng überwachen, und die Posten hatten, wie wir wissen, scharfe Ordre. Welle hing seine Botanisirtrommel über, ergriff seinen Sonnenschirm und machte sich nach Longwood auf den Weg. Er stieß bald auf die erste Postenlinie und sah, wie einer der im Umkreise gelagerten Schützen sich erhob, um ihm zu folgen. Der Botaniker, an eine heiße Sonne gewöhnt, begann nun den beschwerlichsten Marsch über das kahle Felsgestein, bergauf, bergab führte er seinen Wächter, dabei blieb er öfter stehen, um scheinbar Pflanzen zu suchen. Die Sonne schickte ihre glühenden Strahlen herab, der Felsen brannte, aber Welle ermüdete nicht; endlich schien der Begleiter zu ermatten, er suchte Schutz

unter einem großen, nicht häufig an dieser Stelle wachsenden Farrenkraute, und als der Botaniker um eine Felsecke bog, hatte er sich den Blicken seines Verfolgers entzogen. Welle, schon mit dem Terrain bekannt, näherte sich durch eine kleine Schlucht rasch dem Hause von Longwood, welches mit seiner Umgebung ein Plateau bildete; vom Rande dieser Schlucht konnte man in den Garten des Kaisers hinabschauen. Die Posten lagerten träge im Schatten der Felsen, denn ein Herankommen von dieser Seite aus war gar nicht zu bewerkstelligen, ohne daß die Wachen es bemerkt hätten. Welle sah scharf um sich. Noch bemerkte er Niemanden, die Gegend war ganz einsam, die Sonne brannte gewaltig und die Uhr auf dem Alarmhause zeigte ein Viertel vor Zehn. Da plötzlich erschienen unter den Gummibäumen zwei Personen, — das scharfe Auge des Forschers hatte sogleich Marchand erkannt, und der Andere — ja, das mußte der Kaiser sein, es unterlag keinem Zweifel, diese Züge waren Jedem bekannt, das gefürchtete und von Tausenden zugleich verehrte Antlitz schaute zu dem Gelehrten hinüber.

Napoleon trug seinen leichten Ueberrock und den runden Hut. Welle sah, wie Marchand mit der Hand dem Kaiser die Richtung bezeichnete, wo der Botaniker stand, im Nu hatte Napoleon ihn ausfindig

gemacht. Es war dem jungen Mann, als fühle er die Blitze der Augen in seiner Brust, er sah, wie der Kaiser den Hut lüftete, dann hob sich seine Hand und winkte zwei, drei Mal einen dankenden Gruß nach dem Felsen hin, ihm entgegen, der dem Gefangenen das köstliche Geschenk gebracht hatte: »die Locke des Königs von Rom«. Welle verneigte sich tief; er sah, wie der Kaiser seine feine Hand auf das Herz legte, noch einmal grüßte und dann hinter dem Hause verschwand. In diesem Augenblicke schlug die Uhr zehn, die Trommel wirbelte, die Posten wurden abgelöst und Welle verließ den Felsen. Er hatte den Kaiser gesehen — seinen Dank entgegengenommen.

Merkwürdigerweise ging das Ungewitter an dem Haupte des Gelehrten glücklich vorüber. Sir Hudson Lowe hat nie wieder des Vorfalls erwähnt, und Welle durfte unangefochten auf der Insel bleiben. Später sah er den Kaiser noch öfter, aber ohne ihm näher zu kommen. Ohne Zweifel hatte man in London selbst den Spectakel lächerlich gefunden, den Lowe wegen Uebersendung einer Locke und eines Briefchens erhoben hatte.

---

## Endnote

<sup>1</sup> Das erste, ein Sohn, ward auf den Namen Theuerdank getauft. Die beiden andern Kinder, Töchter, führten den Namen Zifra. Die älteste starb bereits elf Wochen nach der Geburt. Theuerdank endete später in Dürftigkeit und ist verschollen. Laut Aktenstückes *d. d.* 15. Januar 1542, Wolfenbüttel, zeigen die Räte daselbst an, daß er mit einem Heizer entlaufen sei und im Kloster zu Hardenberg gebettelt habe.

# Table of Contents

## [Eine Todesmaschine auf dem Meere.](#)

[Aus: Die Gartenlaube, Heft 38, Verlag von Ernst Keil, Leipzig, 1865](#)

## [Das böse Haus. Historische Erinnerungen.](#)

[Aus: Die Gartenlaube, Heft 8, Verlag von Ernst Keil, Leipzig, 1871](#)

## [Die todte Eva. Historische Mittheilung aus dem Hofleben früherer Tage.](#)

[Aus: Die Gartenlaube, Heft 31-32, Verlag von Ernst Keil, Leipzig, 1864](#)

## [Eine Locke des Königs von Rom.](#)

[Aus: Die Gartenlaube, Heft 40, Verlag von Ernst Keil, Leipzig, 1867](#)

## [Endnote](#)